

2012/3
ISSN 1613-3889

Jesuiten



IHS

Vergessen

Jesuiten



2012/3
© Fotolia / tina7si
Spuren im Sand

Das Schwerpunktthema dieser Ausgabe wird illustriert mit Motiven, die die Symbolik des Wassers sprechen lassen: Ob es die reinigende Kraft des Wassers oder die Bewegung des Fließens und Verfließens ist – es können sich daraus fruchtbare Assoziationen zum Thema „Vergessen“ einstellen.

1 Editorial

Schwerpunkt

- 2 Ich will vergessen können!
- 4 Vergisst Gott? Von der Barmherzigkeit Gottes
- 6 Konsequenz statt gnädiges Vergessen?
- 8 Quälende Erinnerungen
- 10 Aus den Medien, aus dem Sinn...
- 12 Menschliche Identität und ewiges Leben – trotz Demenz?
- 14 Mit Geduld und Freundlichkeit
- 17 Heiliger Antonius, hilf!
- 18 Fragen an das Vergessen
- 21 Unvergessene und unvergessliche Momente

Geistlicher Impuls

- 22 Einladung zur Vergabung

Nachrichten

- 24 Neues aus dem Jesuitenorden

Personalien

- 28 Jubilare

Medien

- 29 von Moltke: Abschiedsbriefe

Vorgestellt

- 30 Freiwilligendienste Nürnberg

33 Autoren dieser Ausgabe

34 Die besondere Bitte

Paten fürs Altenheim

37 Standorte der Jesuiten in Deutschland

Liebe Leserinnen und Leser,

wenn Sie die 34 Seiten dieses Magazins durchgelesen haben, werden Sie viele Details der einzelnen Artikel mit großer Wahrscheinlichkeit bereits vergessen haben. Nur herausragende Einzelheiten mancher Artikel werden Ihnen auf längere Zeit im Gedächtnis bleiben: Was berührt, was herausgefordert hat. Mit dieser ernüchternden Perspektive müssen wir leben – sie bestimmt alle Bereiche unseres Alltags.

Vergessen hat keinen guten Ruf. Niemand möchte als vergesslich gelten, und die Aussicht, irgendwann vielleicht einmal an Alzheimer-Demenz zu erkranken und Schritt für Schritt das Gedächtnis zu verlieren, bereitet vielen Menschen unserer Wissensgesellschaft Sorgen. Nicht nur der Gedächtnisverlust schreckt, sondern auch der damit einhergehende Verlust an Beziehung und Selbständigkeit, ja an Identität und Würde. Alzheimer-Demenz ist eine weit verbreitete Volkskrankheit, und noch immer ist keine Heilung in Sicht. Wie können wir damit umgehen? Ist das Erleben einer zunehmend dementen Person wirklich nur eine Erfahrung von Verlust und Abschied?

Vergessen hat aber auch positive Seiten: Wer vergessen kann, trägt nicht nach und befreit das eigene Gedächtnis. Doch kann dies nicht auch gefährlich werden, wenn wir das Gedenken zu schnell beenden? Nicht zuletzt die Begegnung mit Opfern von Missbrauch und Gewalt stellt uns hier vor neue Herausforderungen. Und nicht umsonst hat sich gerade in Deutschland in den letzten Jahrzehnten eine Gedenk-Kultur

entwickelt, die neben allen positiven Entwicklungen im Umgang mit der eigenen Geschichte auch immer Fragen aufwerfen kann nach dem, was dennoch absichtlich oder unabsichtlich vergessen wird.

Die gesellschaftliche Bedeutung dieses Themas ist offenkundig – und doch wird über die alltagsbestimmende Macht des Vergessens wenig nachgedacht. Diese Ausgabe von JESUITEN soll deshalb zunächst erkunden, was Vergessen überhaupt bedeutet: Ist es letztlich vielleicht sogar eine „unaufdringliche Wirkweise Gottes an uns“ (Knut Berner), auf die wir uns nur einlassen, sie aber weder beschleunigen noch aufhalten können? In weiteren Beiträgen kommt zur Sprache, wie das Vergessen als Signatur und Herausforderung unserer Gesellschaft erfahrbar wird.

Besonders möchten wir Jesuiten dazu beitragen, dass Gottes Großtaten nicht vergessen werden. Denn gewöhnlich entfallen positive Momente der Erinnerung schneller als schmerzliche. Eine dieser Großtaten war das Zweite Vatikanische Konzil, das in diesen Wochen vor 50 Jahren eröffnet wurde. Es lohnt sich, daran mit Freude und Dankbarkeit zu erinnern und darauf zu achten, was dieser Aufbruch für heute bedeuten könnte.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre!

Marc-Stephan Giese SJ

Bernhard Knorn SJ

Johann Spermann SJ

Ich will vergessen können!

Erinnern und Vergessen auf dem Weg zur Versöhnung

Nicht wenige Bürger beantragten bei der Stasi-Unterlagen-Behörde die Einsicht in ihre Akten, weil sie wollten, dass ihre quälende Erinnerung an die DDR-Vergangenheit zur Ruhe kommen kann. Denn erst die Gewissheit, ob, wie und von wem man bespitzelt wurde, macht es möglich, sich mit dieser dunklen Vergangenheit auseinanderzusetzen und dann ein Kapitel der eigenen Geschichte abzuschließen. Vielleicht wird es sogar einmal möglich werden, sich mit einzelnen Personen oder dem eigenen Schicksal zu versöhnen und das Frühere zu vergessen. Im Vergessen kommt die getriebene Seele zur Ruhe: Ein neues Leben kann beginnen.

Vergessen ist wie eine Gnade: Wir können es nicht willentlich machen, es geschieht und wir bemerken es allenfalls, wenn wir uns nicht mehr erinnern können. Statt für immer an die eigene Vergangenheit gefesselt zu sein, bekommen wir neue Chancen, befreit in die Zukunft zu blicken. Auch wenn Vergessen letztlich heilsam ist, weil es die Reinigung des eigenen Gedächtnisses ermöglicht und uns Nachsicht erfahren lässt, ist es lebenslang herausfordernd, mit dieser Unsicherheit zu leben: Was wird wann vergessen sein? Man kann es versprechen und sich vornehmen: Ich will es vergessen! – Aber wann wird es wirklich soweit sein? Wann werden wir wieder ruhig schlafen können, wann wird die leidvolle Geschichte endgültig passé sein?

Beim Vergessen sind zwei verschiedene Ebenen zu unterscheiden, die der Philosoph Paul Ricœur (1913–2005) folgendermaßen aufschlüsselt: Zum einen das tiefe, auslöschende Vergessen, das die eingravierte Erinnerung mit der Zeit schwinden und damit eigentlich Vergangenheit entstehen lässt. Zum anderen das Vergessen, das etwas bewahrt, das bleibt und wieder erscheinen kann. Sich an Verschnittenes wieder zu erinnern ist möglich, doch zeigen sich hier auch problematische Züge: Verdrängtes kann zu Wiederholungszwang führen, unaufrichtig Vermiedenes hilft vor Unangenehmem zu fliehen, unehrenhaft Ausgesondertes kann eine Geschichte tendenziös manipulieren. Dennoch bleibt einem Autor nichts anderes übrig, als aus dem vorhandenen Material auszuwählen, um Geschichte gut darzustellen und eine Erzählung klar und spannend werden zu lassen. Manches interessiert, anderes wird dem Vergessen übergeben.

Gerade diese Gefahren, die das nicht kontrollierbare Vergessen in sich birgt, lassen zweifeln, ob Vergeben und Vergessen für eine Versöhnung schon ausreichen: Haben wir das, was wir einander angetan haben, so vergessen, dass keine Rache mehr aufkeimen kann? Habe ich etwas, das ich vergessen wollte, vielleicht nur verdrängt, so dass es mich irgendwann krank macht? Schreiben manche Täter, ohne sich wirklich versöhnt zu haben, die Geschichte so, dass Unrecht vergessen scheint? Führen staatliche Amnestien zum Vergessen von Missbräuchen? Dient die vom Gesetz geforderte Gerechtigkeit nicht auch dem Schutz der Opfer? Nicht selten haben derartige politische Entscheidungen negative Konsequenzen für eine gesellschaftliche Versöhnung.

Diese Anfragen zeigen: Beim Verzeihen und besonders bei der Versöhnung kommt es nicht darauf an, den Sollsaldo einer berechenbaren Bilanz zu löschen, sondern komplexe Knoten zu entwirren. Versöhnung ist der Prozess und das Ziel einer oft langwierigen Erinnerungs-

und Trauerarbeit. Ricœur spricht vom schweren Verzeihen, bei dem erst ganz am Ende die Gnade und die Leichtigkeit des Vergessens zu verkosten sind. Alleine und irgendwann auch gemeinsam mit dem Anderen, mit dem man sich versöhnen will, zu erinnern und zu trauern – nur dies nimmt die Tragik und die Komplexität des Handelns ernst und geht an die Wurzeln des Konflikts heran. Nur so kommt der Andere als Mensch in den Blick, und nicht nur die monströs erscheinende Untat, der Ärger und der Groll. So entsteht Vertrauen, auf dessen Basis irgendwann ein Vergessen möglich werden wird, wenn beide das Erinnererte friedlich und gemeinsam verwahrt wissen. Vergessen heißt dann auch, das Erinnererte zu übergeben – letztlich an Gott, den Vater, der „seine Sonne aufgehen lässt über Böse und Gute“ (Mt 5,45), wie es im Zusammenhang von Jesu Aufruf zur Feindesliebe in der Bergpredigt heißt.

Dieses Erinnern sollte allerdings zwei Seiten haben und auf keinen Fall nur darin bestehen, der leidvollen Vergangenheit zu gedenken und heldenhaft die Feinde zu lieben. Was dazu kommen muss, kann der Grundvollzug christlichen Gedenkens lehren: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir.“ – In der Eucharistie erinnern sich Christen an das, was Menschen Christus angetan haben: das Kreuz, das Zeichen des Grundkonflikts menschlicher Sündenverstrickung. Gleichzeitig aber preisen sie deren Überwindung. Jesu Hingabe in den Tod aus Liebe bricht mit allzu menschlichen Selbstverständlichkeiten von Gewalt und Gegengewalt, und der Vater hat dies angenommen. Neben der verstörenden Erinnerung an die Passion steht das Gedenken an die Vergebung und den Triumph über die tödliche Macht in der Auferstehung. Beides ist wichtig auf dem Weg zur Versöhnung. ■

Bernhard Knorn SJ



Vergisst Gott?

Von der Barmherzigkeit Gottes

Vergisst Gott? Natürlich nicht! – so möchte man wohl spontan antworten. Gott – das ist reine Wirklichkeit, „actus purus“, wie die Theologen im Hohen Mittelalter sagten; in Gott gibt es keine Veränderung, keinen Wandel – und deshalb selbstverständlich auch kein Vergessen.

In Gott gibt es deshalb aber auch nicht eigentlich ein „Lernen“, einen Zugewinn an Wissen. Alle Wirklichkeit, das Vergangene, das Gegenwärtige und auch das Zukünftige, ist in Gottes alles umfassendem Bewusstsein unmittelbar gegenwärtig. Andernfalls nämlich müsste ein Werden in Gott angenommen werden. Dann aber wäre Gott nicht als immer schon vollendete und vollkommene Wirklichkeit gedacht.

Dass dieser metaphysisch anscheinend zwingende Gedanke die Existenz endlicher Freiheit neben Gott fragwürdig erscheinen lässt, wurde bereits von den Theologen der Spätantike gesehen. Noch der Gnadenstreit des 17. Jahrhunderts suchte das Verhältnis von göttlichem Wissen und menschlicher Freiheit zu erhellen, ohne doch eine allseits befriedigende Lösung zu erzielen.

Der Stuttgarter Philosoph Robert Spaemann (geb. 1927) hat in einem alles umfassenden Bewusstsein Gottes sogar die Garantie dafür erblickt, dass es überhaupt so etwas wie Wirklichkeit und Geschichte gibt. Denn was ist, so fragt Spaemann, wenn es einmal im Kosmos keine Wesen mehr geben wird, die sich an das Vergangene erinnern? Wird das Vergangene dann, weil von niemandem mehr erinnert, niemals

gewesen sein? Wird aber unsere Gegenwart einmal nicht gewesen sein, dann ist sie auch heute nicht Wirklichkeit – so Spaemann. Um dieser Konsequenz zu entgehen, postuliert er die Existenz eines absoluten Bewusstseins, in dem alle Wirklichkeit in Ewigkeit Bestand hat. Spaemann sieht in diesem Postulat so etwas wie den letzten noch möglichen Gottesbeweis.

Vor allem in seinen späteren Schriften hat der französische Philosoph Paul Ricœur (1913–2005) hingegen auf die „Gnade des Vergessens“ hingewiesen. Menschen sind wesentlich fehlbare Wesen; unvermeidlich werden wir aneinander, an uns selbst, aber auch vor Gott schuldig. Wie können wir mit dieser Schuld weiter leben? Wie können wir Neues beginnen, ohne durch die Last des Vergangenen erdrückt zu werden? Nach Ricœur ist es nicht nur das Vergeben-Können, das uns einen neuen Anfang ermöglicht – ein Gedanke, der besonders für Hannah Arendt (1906–1975) wichtig wurde. Es ist auch das Vergessen von Schuld, das uns von den Fesseln der Vergangenheit befreit und Zukunft eröffnet.

Kann man von Gott diese „Gnade des Vergessens“ erhoffen? Die kirchliche Tradition scheint in eine andere Richtung zu weisen: beim Jüngsten Gericht wird der Mensch unausweichlich mit seiner schuldbeladenen Biographie konfrontiert, so die verbreitete Vorstellung. Seit dem 11. Jahrhundert erscheint das geöffnete „Buch des Gerichts“ (vgl. Dan 12,9) auf zahlreichen Darstellungen des Weltgerichts. In diesem Buch stehen dem „armen Sünder“ die guten ebenso wie die bösen Taten unabwendbar vor Augen. Vor dem göttlichen Richter wird er womöglich mit Schuld konfrontiert, die schon längst in sein Unbewusstes abgeglitten ist, die er verdrängt oder eben auch vergessen hat.

Wollten wir diese Konfrontation mit der eigenen Schuld tatsächlich als Ausdruck der Barmherzigkeit Gottes deuten? Oder ist sie nicht vielmehr Ausdruck jener wegen der menschlichen Fehlbarkeit unvermeidlich schmerzhaften Gerechtigkeit Gottes? Die traditionelle Lehre vom Fegefeuer scheint dies so zu sehen: die Konfrontation des Verstorbenen mit seiner schuldbeladenen Vergangenheit initiiert einen Läuterungsprozess, der letztendlich die unverstellte Gemeinschaft mit Gott ermöglicht und sich gerade so als Gestalt seiner Barmherzigkeit erweist.

Also noch einmal: Vergisst Gott? Nein, Gott vergisst nicht. Ein Gott, der vergisst, wäre jedenfalls nicht größer „als alles, was gedacht werden kann“ (Anselm von Canterbury). In Gott ist alle Wirklichkeit in Ewigkeit bewahrt und „aufgehoben“ – im Guten wie im Bösen. Anzunehmen, dass Gott vergisst, verbietet also die philosophische Reflexion. Aber diese Reflexion widerspricht keineswegs der biblischen Offenbarung. Diese nämlich bezeugt einen Gott, auf den gerade deshalb gesetzt werden darf, weil er nicht vergisst. Die Bedrängten und Unterdrückten wissen: ihnen wird gerade deshalb Hilfe und Rettung zuteil, weil Gott ihr Leid nicht vergisst.

Besonders in den Psalmen artikuliert sich diese Hoffnung auf vielfältige Weise. Und ein dem jüdischen Gelehrten Baal Shem Tov (1698–1760) zugeschriebenes Wort lautet: „Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“ In Jerusalem steht dieses Wort über der Gedenkstätte für die Opfer der Shoah „Yad wa Shem“.

Wenn es bei Jesaja heißt: „Ich, ich bin es, der deine Vergehen tilgt, um meinetwillen, und an deine Sünden werde ich nicht mehr denken“ (Jes 43,25), so ist damit kein Vergessen ge-

meint, wie es uns Menschen oftmals belastet, nicht selten aber auch überhaupt erst weiter leben lässt. Es ist vielmehr ein „aktives Vergessen“: ein Nicht-mehr-erinnern-Wollen aus der Haltung vergebender Barmherzigkeit heraus. Solches Vergessen ist ein Vergeben-Wollen. Es ist Ausdruck der göttlichen Sehnsucht, dass die Menschen trotz aller Schuld eine Zukunft haben mögen. Dann nämlich, in Gottes Zukunft, „werden mich vom Kleinsten bis zum Größten alle erkennen; denn ich werde ihre Schuld verzeihen, und an ihre Sünden werde ich nicht mehr denken“ (Jer 31,34).

Dass Gott nicht vergisst, darauf beruht die Hoffnung der Unterdrückten und Benachteiligten. Dass Gott vergibt, darauf beruht die Hoffnung derjenigen, die sich als fehlbare Menschen und als Sünder wissen. Wie beides zusammen geht – Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes – bleibt vermutlich eine offene Frage, solange der Mensch im irdischen „Pilgerstand“ lebt. Ob sie sich freilich „am Ende der Tage“ und im Angesicht der überwältigenden Liebe Gottes überhaupt noch stellt? ■

Dirk Ansorge

Dirk Ansorge ist seit diesem Jahr Professor für Dogmatik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen. Er hat den Lehrstuhl von Prof. Medard Kehl SJ übernommen, der 2011 emeritiert wurde. Prof. Ansorge hat zuvor an der Katholischen Akademie des Bistums Essen „Die Wolfsburg“ gearbeitet. Mit diesem Artikel, der einen kleinen Einblick in die Themen seiner Forschung gibt, stellt er sich dem Leserkreis von JESUITEN vor.

Konsequenz statt gnädigem Vergessen?

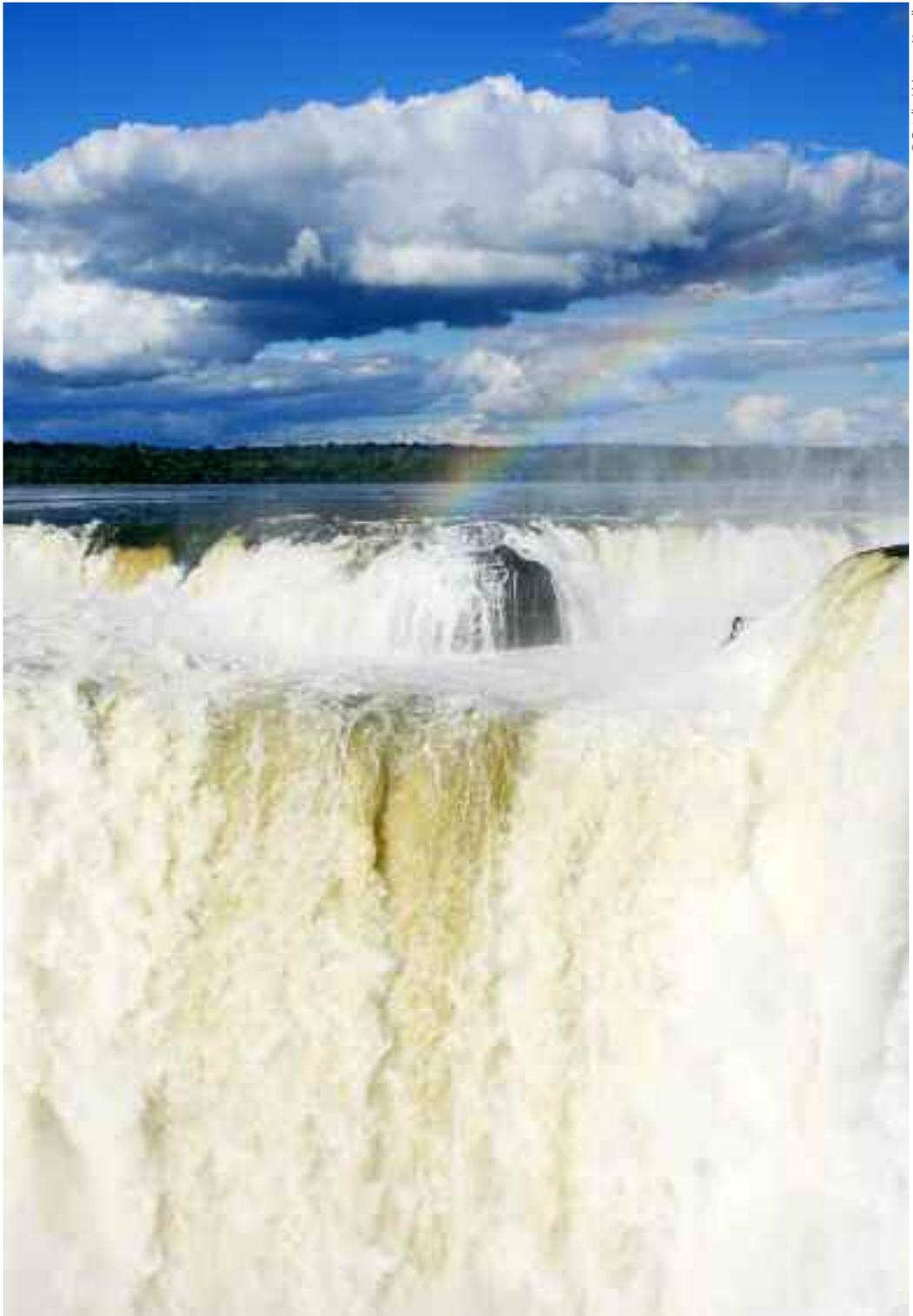
Überlegungen zu einer Erziehungsfrage

Immanuel Kant hat in seiner Schrift „Über Pädagogik“ ausgerufen: „Eines der größten Probleme der Erziehung ist, wie man die Unterwerfung unter den Zwang mit der Fähigkeit, sich seiner Freiheit zu bedienen, vereinigen könne. Denn Zwang ist nötig! Wie kultiviere ich die Freiheit bei dem Zwange? Ich soll meinen Zögling gewöhnen, einen Zwang seiner Freiheit zu dulden, und soll ihn selbst zugleich anführen, seine Freiheit gut zu gebrauchen.“ Damit ist das Dilemma einer Pädagogik beschrieben, die sich als Ziel die Mündigkeit von Heranwachsenden, Bildung als Fähigkeit zur Selbstbestimmung, als Gewinnung eines sachlich und sittlich gültigen Verhältnisses zur Welt, zu sich selbst und den Mitmenschen auf die Fahnen geschrieben hat. Wo Heranwachsende aus Anlass von Bildung in einer Schule oder einem Internat zusammenkommen, geht es natürlich nicht nur um guten Unterricht, um musische, sportliche oder sittliche Erziehung. Es geht eben auch um Disziplin, um Anerkennung von Regeln, bisweilen auch um den Verweis von Schule und Internat, wo Schul- und Internatsordnung mehrfach oder in gravierender Weise verletzt worden ist, sich ein Schüler dauerhaft als nicht einsichtsfähig erweist und Einzelne oder die Gemeinschaft geschützt werden müssen. Ja, das ist fast schon banale pädagogische Realität: Es geht eben auch um Konsequenz, um Strenge

und Klarheit in der Anwendung von Regeln – Konsequenz, die (1) nach Vernunftgründen erfolgt und transparent ist, (2) zeitnah und mit direktem Bezug auf das Fehlverhalten erfolgt und (3) den Schüler direkt anspricht und in seiner Situation fordert.

Darf es, muss es demgegenüber auch so etwas wie ein gnädiges Vergessen geben? In Anlehnung an eine wunderbare Passage des Babylonischen Talmuds setze ich voraus: Konsequenz muss sein! Fehlverhalten braucht Grenzziehung, weil die Erfahrung der Grenze eine notwendige Voraussetzung für das Einsetzen von Reflexion auf das eigene Fehlverhalten ist – Reflexion als Grundbedingung für den besseren Gebrauch der Freiheit. Aber in welchem Maß soll die konsequente Reaktion erfolgen? Der Talmud gibt drei Erklärungen: (1) Die Konsequenz, die Strafe ist „nur“ die Strafe, also Instrument auf dem Weg zur Heilung, nicht die Heilung des Fehlverhaltens selbst. Das „Maß“ der Strafe darf dem „Unmaß“ des Fehlverhaltens nie zu entsprechen versuchen. (2) So groß das Fehlverhalten ist, es muss danach getrachtet werden, den Schüler zu retten. Das Gute, das an seinem Verhalten aufgestöbert wird, ist wertvoller als das Fehlverhalten; es wiegt schwerer. (3) Wer angesichts seines Fehlverhaltens um Hilfe ersucht, muss Hilfe erhalten. Der Talmud hegt die Strenge und Schärfe der konsequenten Reaktion ein; er durchbricht die Frage nach der Konsequenz durch die Frage nach der Heilung. Das „Mittel“ dazu ist das gnädige Vergessen. Es ist ein uneigentliches Vergessen. Vergessen wird ja eigentlich nichts. Gnädig ist das Vergessen, weil es nicht weiter auf dem Fehlverhalten insistiert – und damit den Schüler entlastet und Neubeginn, Raum zum besseren Gebrauch der Freiheit eröffnet. Gnädig ist dieses Vergessen, weil sich in ihm die Haltung der Güte manifestiert. Das gnädige Vergessen ist somit das notwendige Korrelat der Konsequenz – und manchmal auch ihr Korrektiv. ■

Christopher Haep



Quälende Erinnerungen

Vier Jungen waren wir zu Hause. Wenn unsere Mutter wieder einmal Begebenheiten aus unserer Kinderzeit zum Besten gab, leitete sie das gerne mit der Formel ein: „Ich vergesse nie, als der ...“ Bei diesem Stichwort pflegte ich mich behaglich in den Sessel zurückzulehnen und mit gespielter ungläubiger Mine die ausmalenden Schilderungen der Mutter mit den eigenen, meist viel spärlicheren Erinnerungen abzugleichen. Immer wieder konnte man da Neues über sich erfahren...

Jahrzehnte später hielt ich als damaliger Provinzial zum ersten Mal einen an mich gerichteten Brief eines Mannes in der Hand, der als jugendlicher Opfer von sexuellem Missbrauch durch einen Mitbruder geworden war. Der entscheidende Absatz im Brief begann mit den Worten „Ich vergesse nie, als der ...“ Hier gab es nun kein behagliches Zurücklehnen, sondern eine äußerst unbehagliche Schilderung zu ertragen, die mir am Ende Tränen in den Augen stehen ließ. Erstmals verstand ich, wie buchstäblich „ätzend“ eine fürchterliche Erinnerung sein kann, die sich in die Seele gefressen hat, lange verdrängt, aber nie vergessen wurde, und die dann plötzlich, etwa im Rahmen einer Therapie, wie eine Eiterbeule aufbricht und das nunmehr erwachsene Opfer quält. Aus Vergangenheit wird Gegenwart.

Viele haben den Opfern ihr plötzliches Erinnern nicht abkaufen wollen, ja insinuiert, diese hätten sich scheinbar erst „erinnert“, als am Horizont eine Entschädigung winkte. Wer wie ich gezwungen war, sich mit Dutzenden von Missbrauchsfällen zu befassen, weiß, dass diese

Unterstellung schlicht nicht wahr ist und zu recht als blanker Zynismus von denen erfahren wird, die nur zu oft selber wünschen, sie wären niemals wieder an das an ihnen begangene Verbrechen erinnert worden.

Als die Deutschen die Gräueltaten des Zweiten Weltkrieges mitsamt der Frage, wie es dazu kommen konnte, vergessen wollten, haben kritische Zeitgenossen immer wieder an ein Wort des amerikanischen Schriftstellers George Santayana erinnert: „Those who cannot remember the past are condemned to repeat it.“ Vor allem die Nachgeborenen, am lautesten wohl in den Protesten der 68er Jahre, haben eine radikale Konfrontation mit der Vergangenheit eingefordert. Im Osten des Landes, wo sich das Regime bis zum Schluss weigerte, irgendeine Verantwortung für Nazi-Deutschland zu übernehmen, konnte dieser Prozess erst nach der Wende beginnen. In anderen postkommunistischen Gesellschaften des Ostens und insbesondere auf dem in den 90er Jahren von Krieg, Völkermord und Vertreibung heimgesuchten Balkan steht auch heute noch viel an schmerzlicher Erinnerungs-Arbeit an. Einfach vergessen kann aber selbst da nicht die Lösung sein, wo die Erinnerung weh tut. Denn Aufarbeitung der Vergangenheit ist nun einmal die beste Prävention.

Auch für die Kirche in Deutschland ist das Nicht-Vergessen des Missbrauchsskandals und des darin zutage getretenen menschlichen, mitbrüderlichen und strukturellen Versagens die wichtigste Voraussetzung, um die Gefahr einer Wiederholung des Geschehenen in der Zukunft, wenn auch nicht auszuschalten, so doch zu verringern.

Oft haben wir Jesuiten das vielleicht nur so dahingesagt oder gar als vermeintlichen Demutsbeweis vor uns hergetragen, aber die grundlegende Erfahrung des Heiligen Ignatius, „als

Sünder berufen zu sein“, ermutigt uns, auch mit unseren Schatten zu leben. Mit dem Missbrauch ist ein wirklich dunkles Kapitel unserer gemeinsamen Geschichte sichtbar geworden. Und wenngleich das von manchem Mitbruder und von manchen Freunden des Ordens nicht verstanden wurde, haben wir uns entschieden, diesen Schatten nicht zu übertünchen. Heißt das, dass wir selbstquälerisch veranlagt sind, wie einige es uns vorgeworfen haben? Nein, im Gegenteil. Während ich in der allerersten Phase des Missbrauchsskandals noch mit dem Gefühl kämpfte, die Beschäftigung damit gehe sozusagen auf Kosten meiner eigentlichen Arbeit als Provinzial, stellte sich sehr bald das Bewusstsein ein, dass wir Jesuiten in Deutschland hier unerwartet vor einem Ernstfall unseres Einsatzes für Glaube und Gerechtigkeit standen, der keine Heldentaten verlangte, wohl aber Umkehr durch Einnehmen der Opferperspektive. Hic Rhodos, hic salta! Die vergangenen zweieinhalb Jahre waren für uns Jesuiten keine verlorene Zeit, sondern ein echtes „exercitium“ im ignatianischen Sinne des Wortes, wo die „memoria“ eine sehr wichtige Rolle spielt, um das Evangelium für mich, für uns hier und heute zu entdecken und zu leben.

Natürlich gibt es andere wichtige Themen, denen wir Jesuiten uns heute widmen wollen und es auch tun. Aber auf die zwar menschlich verständliche, letztlich aber versucherische Frage, ob wir Jesuiten das leidige Thema Missbrauch nicht endlich abhaken sollten, kann es für mich nur eine Antwort geben: Vergiss es! ■

Stefan Dartmann SJ



© Fotolia / lspstock

Aus den Medien, aus dem Sinn...

„Allem Anschein nach verdampft das Gefühl der Menschlichkeit und wird schwächer, indem es sich über die Erde ausdehnt und es ist uns nicht gegeben, von den Unglücksfällen bei den Tataren oder in Japan ebenso berührt zu werden wie von dem, was einem europäischen Volk zustößt“, schreibt der vor genau 300 Jahren geborene Philosoph Jean-Jacques Rousseau und bringt damit ein Dilemma zum Ausdruck, das ich so beschreiben möchte: Leid, das uns nahe ist, geht uns auch nahe; entferntes Leid hingegen weniger. Ist das „Gefühl der Menschlichkeit“ also abhängig von der Entfernung?

In unserer globalisierten Welt könnte man meinen, dass diese Frage durch die weltumspannende Live-Berichterstattung obsolet geworden sei. Die Bilder des 11. September, des Tsunamis im Indischen Ozean oder der Reaktorkatastrophe von Fukushima erreichen uns durch Fernsehen und Internet sofort und direkt. Das „ferne Unglück“ (Henning Ritter) bekommt ein Gesicht, das unbekanntes Leid steht uns direkt vor Augen. Selbst das entfernteste Unheil kann uns durch die Vermittlung der Medien so nahe kommen, dass wir uns durch das Leid berühren und zu solidarischem Handeln treiben lassen.

Die internationalen Medien lenken dabei aber die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit mal hierhin, mal dorthin und bestimmen somit auch unsere Wahrnehmung der Welt. Hilfsorganisationen fordern uns auf, sofort zu

helfen. Mitleid und hohe Spendenaufkommen für die Notleidenden in der Region, die gerade im Bild ist, sind die Folge. Doch kaum ziehen die Journalisten und Kameras weiter, ist das Leid dieser Menschen dem Vergessen anheimgegeben. Gestern noch Hungersnot in Ostafrika, heute Aufruhr und Befreiung, aber auch Elend im Nahen Osten, morgen vielleicht eine Naturkatastrophe in Ostasien, und übermorgen? Aus den Medien, aus dem Sinn...

Es bleibt also dabei, dass die Mitmenschlichkeit mit der Entfernung abnimmt. Es ist nicht mehr so sehr die räumliche, sondern eine virtuelle Entfernung, die ihr Maß am kollektiven Vergessen nimmt. Unsere Solidarität mit dem Leid der Menschen in weiten Teilen der Welt hat demnach etwas geradezu „Episodisches“ (Boris Holzer) an sich. Die Bilder aus den Krisenherden machen aus dem unbekanntem Opfer, dem Vertreter einer nur abstrakten Mitmenschlichkeit, ein konkretes Gegenüber – aber nur für den Moment, in dem wir das Leid dieses konkreten Menschen noch erinnern. Doch „verdampft“ unser Mitgefühl zu diesem Menschen schnell, sobald neue Bilder aus einer anderen Weltregion unser Mitleid anregen.

Diese Form von kurzfristiger Solidarität ist nun nicht nur deswegen fragwürdig, weil verantwortliche Entwicklungszusammenarbeit langfristig und nachhaltig sein müsste, sondern weil sich darin auch eine bestimmte Vorstellung von der Welt oder besser gesagt von der Menschheit offenbaren dürfte.

Diese Weltkonstruktion hinterlässt vergessene und doch offene Wunden in der Menschheit. Wie ist dies zu moralphilosophisch zu deuten? Wie können wir darauf reagieren? Dazu hilft ein Blick auf eine der geistesgeschichtlich fol-

genreichsten Katastrophen der Geschichte: 1755 hatte ein großes Erdbeben nicht nur Lissabon schwer getroffen, sondern auch eine Vielzahl von Diskussionen im philosophischen wie im theologischen Bereich ausgelöst. Unter diesen Debatten ist sicherlich die Frage nach der Theodizee, der Rechtfertigung Gottes gegenüber dem Leid, die bekannteste. Nicht minder wichtig ist die Frage nach dem Mitleid: Wie entsteht es? Ist es anders, wenn ich das Opfer persönlich kenne? Aus dieser Debatte stammt auch das Rousseau'sche Eingangszitat.

Eine weiterführende Unterscheidung bringt Adam Smith in diese Diskussion mit der Parabel vom humanen Londoner ein: In diesem Gedankenexperiment erfährt ein Bewohner der Stadt London von einer großen Katastrophe in China, bei der viele Millionen Menschen ihr Leben lassen mussten. Der Mann lässt sich nun vom Leid dieser vielen Menschen berühren und beginnt über die Folgen und notwendigen Handlungen nachzudenken. Aber mit der Zeit wendet er sich wieder seinem Alltag zu. Plötzlich hat er selbst einen kleinen Unfall und verfällt in große Bestürzung, die ihm sogar den Schlaf raubt und ihn mehr angeht als das Leid so vieler Chinesen. Smith folgert aus dieser Geschichte, dass es um die Menschheit schlecht bestellt wäre, wenn sie sich den eigenen Gefühlsregungen überlassen würde. Er fordert, die Moral der Gefühle von der Moral des Handelns zu trennen. Mitleid mit fernem Unglück ist für Smith Ausdruck einer überfeinerten Moral, er will das Mitleid auf die Menschen in der unmittelbaren Nähe beschränkt sehen: Wir sollten mehr die Hilfe für den konkreten Nächsten als die für den Übernächsten im Blick behalten.

Diese Parabel und ihre Auslegung ist psychologisch nachvollziehbar und stellt den Zusammenhang von Selbstmitleid und dem auf andere bezogenen Mitleid in sehr realistischer Weise dar. Dennoch wäre es unangebracht, das Mitleid so zu begrenzen. Schon die immer weiter fortschreitende Globalisierung bringt uns den einzelnen fernen Menschen nahe, macht ihn gleichsam zu meinem Nachbarn. Die Weltgesellschaft wird zwar vielleicht nicht zu einem „global village“, aber eine gewisse Integration der Menschheit ist dennoch nicht von der Hand zu weisen. Dabei geht es natürlich auch um wirtschaftliche und ökologische Interdependenzen, im Grunde aber wird uns daneben zunehmend bewusst, dass wir eine einzige Menschheit sind, und dass bei offenen Grenzen und Handelswegen auch das Mitgefühl globalisiert werden muss.

Unter diesem Blickwinkel erscheinen die leidvollen Weltereignisse als besondere Momente (als Kairos!) einer weltweiten Menschlichkeit. In ihnen wird erfahrbar, dass es – aller Entfernung des Leids und aller Verdampfung des Mitgefühls zum Trotz – immer wieder weltweite Solidarität gibt und sich die Menschheit zunehmend als Solidargemeinschaft erfährt, fast will man sagen: ereignet. Wenn es uns dann noch gelingt, diese Ereignisse nicht als Episoden abzutun und ins Vergessen abrutschen zu lassen, dann könnten sie zu Meilensteinen der Menschlichkeit werden. Dieses Nicht-Vergessen-Wollen ist dabei aber ein bewusster und aktiver Prozess, den wir als einzelne und als Gesellschaft leisten müssen. Es gilt dann, die Wunden dieser Welt eben nicht zu vergessen, nur weil die Medien sie uns nicht mehr vergegenwärtigen. ■

Marc-Stephan Giese SJ

Menschliche Identität und ewiges Leben – trotz Demenz?

Ein an Alzheimer-Demenz erkrankter Mensch vergleicht sich und seine Situation: „Es ist als wäre ich auf einer einsamen Insel mitten im Ozean.“ Der Betroffene weiß nicht, ob jemand wirklich weiß, dass er sich auf dieser Insel befindet oder ob ihn jemand abholen wird. Das Bild der Insel im Ozean beschreibt die Isolation des Erkrankten: Weder die engsten Freunde oder Verwandten noch der geliebte Partner können wiedererkannt werden. Mit dem Verlust jeder Erinnerung steht immer mehr die eigene Identität in Frage: Wie kann sich der erkrankte Mensch noch mit seiner eigenen Geschichte, mit prägenden Ereignissen und ihm verbundenen Menschen identifizieren und daraus seine Identität gewinnen, wenn ihm allein eine isolierte Gegenwart bleibt? Philosophen, die das Personsein des Menschen ausschließlich an ein funktionierendes Selbstbewusstsein binden, gehen soweit, einem an Demenz erkrankten Menschen das Personsein und die damit verbundenen Grundrechte abzusprechen.

Für die christliche Tradition sind die Identität des Menschen und seine personale Würde nicht auf ein funktionierendes Bewusstsein und auf das Erinnerungsvermögen des Menschen reduzierbar, sondern grundgelegt in der Gottebenbildlichkeit des Menschen und der damit verbundenen partnerschaftlichen Beziehung Gottes zum Menschen. Dieses partnerschaftli-

che Verständnis menschlicher Identität prägt auch die christliche Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod: Unsere Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod ist darin begründet, dass Gott treu ist und sich unserer erinnert, wie er sich in Treue seines am Kreuz gestorbenen Sohnes erinnert hat. Wenn wir von der Seele des Menschen als dem Identitätsträger über den Tod hinaus sprechen, dann ist damit auch eine Bestimmung des Menschen zum Dialogpartner Gottes gemeint, die unzerstörbar ist. Der Verlust des Gedächtnisses und der Erinnerungen kann diese grundlegende Identität des Menschen über den Tod hinaus nicht in Frage stellen.

Zum christlichen Glauben an das ewige Leben gehört auch die Vorstellung einer richtenden Begegnung mit Gott. Der Gedanke an das Gericht Gottes war lange Zeit in der Geschichte vor allen Dingen mit einem Schreckensszenario und der Drohung einer ewigen Verdammnis des Menschen verbunden. Dieses Bild des Gerichts muss jedoch korrigiert werden: Von seinen biblischen Ursprüngen wendet sich der Gerichtsgedanke gegen das Vergessen aller unmenschlichen Geschehnisse, die unsere Freiheitsgeschichte prägen. Gott wird die Kleinen, die Armen und die Opfer der Geschichte nicht vergessen. Das Ende der menschlichen Geschichte wird dadurch geprägt sein, dass Gott endgültig seine heilende und versöhnende Gerechtigkeit aufrichtet.

Darüber hinaus ist zu bedenken, dass Gott seinem Sohn das Gericht übertragen hat: Der Sinn der Gerichtsbotschaft liegt in der hoffnungsvollen Erwartung der rettenden Wiederkunft des Menschensohnes Jesus Christus. Er wird kommen, zu richten die Lebenden und die Toten. Der Menschensohn Jesus ist jedoch der „gerichtete Richter“ (Hans Urs von Balt-



hasar): Dieser Richter hat das Gericht, d.h. die inneren Konsequenzen einer sündigen Abkehr von Gott, an sich selbst erfahren. Jesus, der gerichtete Richter, kennt unsere armselige und sündige Identität von innen her und hat die von Gott abgewandte Seite unseres Ichs durch seine Solidarität wieder mit Gott in Berührung gebracht. Mehr noch: Der gerichtete Richter birgt in seinen Wunden jede menschliche Leidensgeschichte und Passion. Der leidvolle Verlust an Erinnerung und Identität, der mit einer so schweren Krankheit wie der Alzheimer-Demenz verbunden ist, ist für Jesus und somit auch für Gott nicht vergessen. Christus wird sich im Gericht daran erinnern, was die Kranken durchlitten haben. Er kann ihre Identität und Würde wieder herstellen.

Wir können uns den Tod des einzelnen Menschen als Durchgang zu jener unverborgenen Begegnung mit Gottes richtender Liebe vorstellen, von der die biblischen Schriften berichten. Im Gegenüber zu Christus, dem gerichteten Richter, wird die Wahrheit des menschlichen Lebens offenkundig. Alle Illusionen, alle falschen Ideale und Anmaßungen, mit denen wir unsere Existenz ausgeschmückt haben, werden in der Begegnung mit Christus verlöschen. Das „Maskenspiel des Lebens“ (J. Ratzinger) ist vorbei und was wir sind, unsere Identität, wird uns selbst offenbar. Die Wahrheit unseres Lebens besteht jedoch nicht in einer schonungslosen Abrechnung. Die Wahrheit unseres Lebens ist keine neutrale Faktizität, sondern eine Person, die uns entgegengekommen ist und uns im Gericht entgegenkommt, um uns zu retten. Es ist Christus, der selbst der gute Hirt ist, der dem Verlorenen unserer Lebensgeschichte hinterhergeht. Er kennt sicher alle Dunkelheiten unserer Freiheitsgeschichte. Allerdings kennt er uns so viel besser, als wir uns selbst

kennen, dass es ihm möglich ist, unsere Würde, unsere wirkliche Bestimmung und Schönheit wieder freizulegen. In der Begegnung mit ihm können wir unserer uns von Gott zugedachten Identität als geliebte Söhne und Töchter inne werden. Werden wir uns damit endgültig identifizieren können? Das wäre unsere Vollendung.

Menschen stehen in der Gefahr, ihre Identität zu verlieren und zu vergessen. Dies geschieht in dem furchtbar erlittenen Gedächtnisverlust einer Demenzerkrankung. Aber es gibt die Gefahr eines „Gedächtnisverlustes“ auch für die „Gesunden“: Wenn das eigentliche Ziel des Lebens, die eigene Bestimmung oder die innerste Sehnsucht immer mehr in Vergessenheit geraten und ersetzt werden durch Oberflächliches, durch Rechthaberei, durch Materielles. Die Begegnung mit der richtenden Liebe Gottes ermöglicht es, die eigentliche Identität wiederzufinden und anzunehmen. Die Begegnung mit Christus im Gericht verleiht dem Menschen die Identität, die er in Ewigkeit annehmen und ertragen kann: Die des endgültig und restlos angenommenen verlorenen Sohnes, der endgültig und restlos von Gott angenommenen verlorenen Tochter (vgl. Lk 15). Das ewige Leben gleicht sicher nicht dem Aufenthalt auf einer einsamen Insel mitten im Ozean. In der Gemeinschaft mit Gott und der Gemeinschaft der Vollendeten, der Gemeinschaft der Heiligen, ist die Vollendung des Menschen ein ewig gleich-zeitiges Ereignis von Beschenktwerden und Sich-Verschenken, von Beglücktwerden und Glück-verschenken: das Gegenteil einer isolierten Gegenwart. ■

Klaus Vechtel SJ

Mit Geduld und Freundlichkeit

Leben mit dementen Mitbrüdern

Gerade habe ich einen Mitbruder besucht. Er sitzt still und freundlich vor seinem Schreibtisch, hat ein Buch in der Hand, liest darin oder schaut Bilder an. Beim „Grüß Gott“ schaut er mich an, lächelt und freut sich über den Besuch. Er antwortet meist nur mit Ja oder Nein. Wenn ich auf ein Bild hinweise: „Kennst du den?“, dann kommt zurück: „Jo, freili“. Wenn er bekannte Gesichter sieht bzw. sich selbst, lacht er und freut sich. Am Schreibtisch und ebenso auch in der Kapelle bleibt er sitzen, bis man ihn abholt. Er nimmt jeden Tag an einer Therapiestunde teil, wo man miteinander singt, bastelt oder spielt und die verschiedenen Feste vorbereitet. Beim Gehen, auch mit Rollator, muss man ihn begleiten. Noch vor einem halben Jahr ist er ganz allein marschiert, ja er ist auch mal hinausgegangen und hat nicht mehr Heimgefunden. Die Motorik hat inzwischen sehr nachgelassen und erst recht seine Orientierung.

Hier im Alten- und Pflegeheim haben wir etwa 100 Bewohner. Dabei sind wir konfrontiert mit verschiedenen Stufen der „Vergesslichkeit“ bis hin zur Demenz, des „abnehmenden Geistes“. Einige Bewohner erzählen immer wieder dasselbe, vor allem aus ihrer Kindheit oder von ihren Kriegserlebnissen. Viele tun sich schwer, Worte zu finden für das, was sie sagen wollen. Andere wollen etwas, aber wissen nicht mehr, was. Früh gelernte Gedichte können sie rezitieren, auch bekannte Gebete mitsprechen oder Melodien mitsummen.

Viele können sich schlecht orientieren und vergessen großenteils ihre Vergangenheit, bekannte Menschen und ihr eigenes Lebenswerk. Mehr und mehr brauchen sie Hilfe beim Essen, beim Waschen, beim Anziehen sind sie auf andere angewiesen. Egal, welche Phase jemand durchmacht, alle brauchen unsere Hilfe und vor allem unser Wohlwollen.

Ich frage mich, wie empfinden die Kranken selber ihre Situation?

Ein ehemaliger Mitbruder hat mir mal gesagt: „Es ist schlimm, wenn man neben der Kappe ist, aber ganz schlimm ist es, wenn man es selber noch merkt.“ Es ist schwer einzuschätzen, was diese Menschen fühlen und leiden; sie können sich eben nicht mehr richtig äußern. Anfangs erschrecken sie vor ihrem eigenen Unvermögen und viele finden die verschiedensten Ausreden für ihr Verhalten. Ich denke, alle empfinden ihre Hilflosigkeit und ihre Hilfsbedürftigkeit; sie tun sich zunächst schwer damit, doch die meisten können sich mit der Zeit darauf einlassen. Langsam geht der körperliche und geistige Abbau weiter, so dass sich die ganze Persönlichkeit verändert. Die meisten werden dann wohl diese Situation nicht mehr registrieren. Aber alle sind noch emotional ansprechbar. Sie reagieren, wenn man sie freundlich anspricht, ihre Hand berührt oder sie in den Arm nimmt. Sie leben in ihrer eigenen Welt.

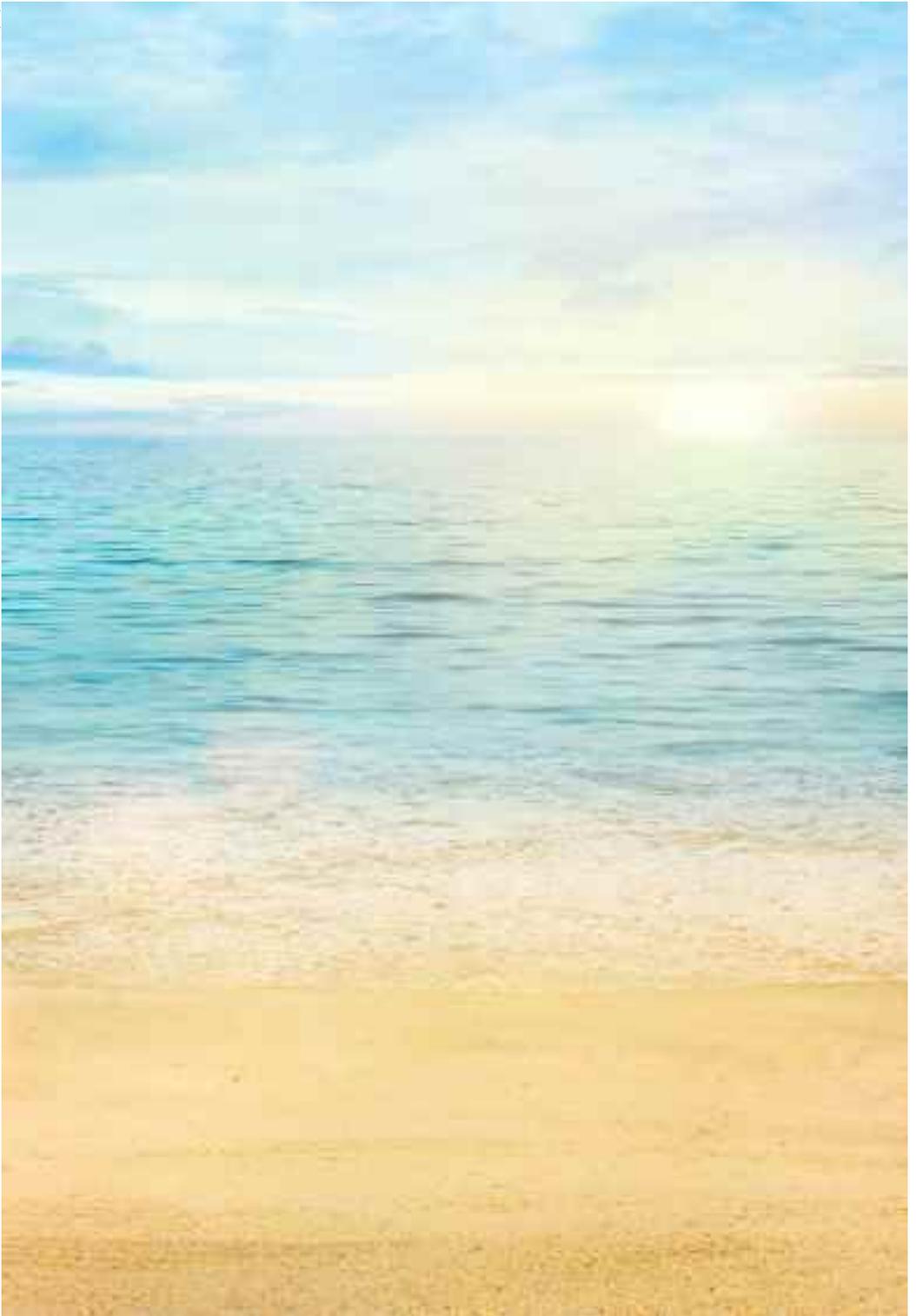
Die andere Frage ist: Wie und was empfinden wir, vor allem die Schwestern und Pfleger, und wie gehen wir mit diesen Kranken um?

Das Allerwichtigste, scheint mir, ist das einfache „Dasein“ bei den Patienten. Sie brauchen jemanden, den sie kennen. Wichtig und hilfreich ist ihnen eine gewisse Regelmäßigkeit bei Mahlzeiten, Veranstaltungen, Gottesdiensten

usw. Wir brauchen viel Geduld mit den Patienten und auch mit uns selbst. Sie wird oft auf eine harte Probe gestellt, wenn z.B. einer x-mal nach den banalsten Dingen fragt. Oder wenn einer sagt: „Wer sind Sie eigentlich?“, oder gar laut wird. Wir wissen zwar, dass all das nicht persönlich gemeint ist, aber es berührt einen schon.

Wir können die Situation und den Menschen nicht ändern, aber unsere Einstellung dazu. Ich kann nur freundlich zuhören, auch wenn jemand sich immer wieder wiederholt oder dreimal am Tag anruft. Allerdings ist auch wichtig, klar und freundlich Grenzen zu setzen – gerade wenn einer gewohnt ist, andere in Beschlag zu nehmen und Ansprüche zu stellen. Die meisten Bewohner sind freundlich, viele warten auf einen Besuch. Die kranken Mitbrüder treffe ich jeden Tag und versuche kurz mit ihnen zu sprechen. Ab und zu gehe ich auch mit einem eine Runde im Park spazieren. Es berührt mich schon, wenn ich jemanden von früher her kenne und ihn jetzt so hilflos sehe. Gut ist, dass unsere Gemeinschaft hier diese Möglichkeit hat, wo die älteren und pflegebedürftigen Mitbrüder gut versorgt werden. Vor allem dürfen wir den Schwestern und Pflegern dankbar sein, auch den vielen Ehrenamtlichen, die regelmäßig helfen. Ich staune nur und freue mich, wie sie ganz natürlich und liebevoll mit den Patienten umgehen. Ebenso bewundere ich manche Männer und Frauen, die tagtäglich zu ihren Ehepartnern kommen; oder die Kinder, die ihre Mutter, ihren Vater umsorgen, auch wenn sie nur still bei ihnen sitzen oder sie im Park spazieren fahren. Alle tun das selbstverständlich mit erstaunlicher Geduld und mit größtem Wohlwollen. Für sie, für uns alle, ist jeder Tag eine neue Herausforderung. ■

Markus Laier SJ



Heiliger Antonius, hilf!

Antonius von Padua ist einer der populärsten Heiligen. 1195 in Lissabon geboren, trat er in den gerade entstandenen Franziskanerorden ein. Er wurde zu einem wortmächtigen Prediger, dem einer Legende zufolge sogar die Fische lauschten. Der antiklerikale Wilhelm Busch widmete dem Heiligen eine ganze Serie seiner Bildergeschichten. In einer davon widersteht er standhaft den Versuchungen des Teufels, der ihm in Gestalt eines hübschen Mädchens erscheint, am Ende aber sein wahres Gesicht zeigt und mit großem Rumor durchs Ofenrohr entweicht. Wilhelm Busch zieht augenzwinkernd die folgende Moral: „Oh, heil'ger Antonius von Padua, Du kennst uns ja! So laß uns denn auf dieser Erden, auch solche fromme Heilge werden!“

Am bekanntesten ist der heilige Antonius als Patron für das Wiederfinden verlorener Dinge. Dies geht auf die Überlieferung zurück, dass ein junger Mönch den Psalter des Antonius ohne dessen Erlaubnis mitnahm. Daraufhin wurde er von Erscheinungen heimgesucht, so dass er das Buch schleunigst zurückbrachte. Nun mag es manchem mit dieser besonderen Zuständigkeit des heiligen Antonius gehen wie dem berühmten Atomphysiker Niels Bohr mit dem Hufeisen, das er über dem Eingang seines Landhauses hängen hatte. Als ihn ein Kollege fragte, ob er denn abergläubisch sei, antwortete er: „Natürlich nicht! Aber es soll auch helfen, wenn man nicht daran glaubt.“

Selber habe ich vor kurzem folgendes erlebt. Ich habe eine Fahrradtour von München auf die Bayeralm oberhalb des Tegernsees

gemacht. Als die Sonne herauskam habe ich meine normale Brille mit meiner Sonnenbrille ausgetauscht. Am Abend bei einem kühlen Bier wollte ich die Brillen wieder wechseln, doch das Etui war leer. Vielleicht war die Brille herausgefallen. Ich durchwühlte zuerst meinen Rucksack – erfolglos. Wo hatte ich nur die Brille gewechselt? Es schien mir fast aussichtslos, dies zu rekonstruieren. Dann dachte ich an den heiligen Antonius – und siehe da, mir fiel die Bank vor einem Geschäft ein, wo ich die Brillen gewechselt hatte. Könnte es nicht so gewesen sein, dass ich die Brille einfach auf der Bank liegen lassen? Mir fiel auch noch ein, dass das Geschäft bis 18 Uhr geöffnet hatte. Es blieb gerade noch eine halbe Stunde. Ich stieg in die Pedale und traf kurz vor 18 Uhr vor dem Geschäft ein. Ob eine Brille auf der Bank gefunden wurde, fragte ich die Verkäuferin. Sie bejahte, wollte aber zur Sicherheit noch eine kleine Beschreibung. So hatte ich meine Brille tatsächlich wiedergefunden und spürte etwas von der Freude der Frau im Evangelium, die die verlorene Drachme wiedergefunden hat. Zwei etwa zehnjährige Jungen seien es gewesen, die die Brille entdeckt und bei ihr abgegeben hatten. Gerne hätte ich ihnen einen Finderlohn gegeben, doch die Verkäuferin kannte sie leider nicht.

Nun gibt es von einem Skeptiker einen psychologischen Erklärungsversuch für die Hilfe des heiligen Antonius. Das Beten zu ihm helfe, von der verzweifelten und verkrampften Suche wegzukommen, und so würden tiefere Schichten des Gedächtnisses freigelegt. Das mag so sein. Doch nachdem sich Gott der natürlichen Fähigkeiten des Menschen bedient, spricht nichts dagegen, dass der heilige Antonius auch auf diesen Wegen wirken und helfen kann. ■

Martin Maier SJ

Fragen an das Vergessen

Ist Vergessen peinlich und ärgerlich?

„Was man nicht im Kopf hat, hat man in den Beinen“, sage ich manchmal, wenn es besonders eilig ist und mehrere Dinge auf einmal erledigt werden sollen. Doch dann entdecke ich, doch etwas vergessen zu haben, etwas Wichtiges und muss den Weg zwei Mal gehen und habe letztlich nichts gespart und zu allerletzt ärgere ich mich auch noch über mich selber. Mit ein klein wenig mehr Ruhe und nochmaligen Nachdenken wäre Zeit und Energie gespart gewesen und Ärger. Wer beruflich mit vielen Menschen, zum Beispiel in der Schule, zu tun hat, weiß vielleicht um die Not, sich immer wieder neue und viele Namen von Schülern und Schülerinnen einprägen zu müssen. Das klappt dann im Klassenverband auch ganz gut, aber sobald mir dann jemand außerhalb der Schule begegnet, habe ich den Namen oft genug nicht präsent, habe ihn vergessen. Das ist manchmal peinlich und oft unangenehm und ärgerlich. Klar, mit einigen Tricks und mancher Berufserfahrung lässt sich diese Art von Vergessen etwas kompensieren, aber beneidenswert sind Menschen, die andere immer mit Namen anreden können. Wer in einer Bürostruktur arbeitet, weiß, wie wichtig Zeit- und Büromanagement sind, um wichtige Termine und zu bearbeitende Angelegenheiten nicht einfach zu vergessen. Wenn es geschieht, ist es peinlich und ärgerlich.

Kann Vergessen entlastend sein?

„Bitte schicken Sie mir eine Email“, sage ich häufig zu den Studierenden, die mir zwischen Tür und Angel etwas sagen, was sie gerade jetzt in diesem Augenblick regeln wollen. Der positive Effekt einer solchen Vorgehensweise hilft beiden Seiten. Durch das Aufschreiben wird stärker reflektiert und unterschieden, was jetzt wirklich wichtig ist. Wenn dann keine Mail kommt, ist eine Angelegenheit vielleicht schon wieder vergessen, weil sie nicht wichtig war, oder hat sich anderweitig erledigt und kann somit getrost vergessen werden. Andererseits kann ich mit dem Gesprächspartner auch gleich entscheiden, ob vielleicht ein Gespräch gerade jetzt dran ist und es in Wirklichkeit um etwas ganz anderes geht als das, was gerade benannt worden ist. Als Seelsorger bekomme ich viel Lebensgeschichte erzählt. Manches davon beeindruckt mich, weil Parallelen zum eigenen Leben deutlich werden oder mir wieder etwas einfällt, was ich schon vergessen glaubte. Aber in diesen Gesprächen steht der Andere im Zentrum. Durch Erzählen werden Zusammenhänge deutlich, er bzw. sie entdeckt sich dabei selber und kommt persönlichen Antworten näher. Somit ist es für mich wichtig, dass ich vieles von dem, was ich erzählt bekomme, wieder vergesse und nur Wesentliches behalte. Das empfinde ich als entlastend.

Kann Vergessen Ausdruck von Heilung sein?

„Ein gutes Gedächtnis ist eine gute Gabe Gottes, Vergessen-können ist oft eine noch bessere Gabe Gottes“ (Georg Christoph Lichtenberg). Auf mein eigenes Leben schauend kann ich sagen, dass ich vieles, was ich erlebt habe, scheinbar schlicht vergessen habe. Gut, aus der Psychologie weiß ich, dass nichts wirklich vergessen wird, sondern in den Tie-

fen des Unterbewusstes gespeichert bleibt und von dort wirkt. Aber zumindest ist Erlebtes oft so gut 'verpackt', dass ich nicht einfach darauf zugreifen kann und der Eindruck des Vergessens die Realität ist. Hier kommt ein weiterer Aspekt zum Tragen. Martin Luther sagte: „Nichts wird langsamer vergessen als eine Beleidigung und nichts eher als eine Wohltat“. Dieses Nicht-vergessen-können hat offenbar mit seelischen Verwundungen im Leben zu tun, die dort entstehen, wo Menschen mit anderen zusammen leben. Wie schwer ist es doch, Verwundungen und Verletzungen vergessen zu können. Sie bereiten doch Schmerzen, und Schmerzen kann ich nicht vergessen. In ihrem Song „Forgiven, Not Forgotten“ – „Vergeben, aber nicht Vergessen“, hat die irische Band The Corrs etwas Wichtiges anklingen lassen. Vergeben und Vergessen stehen offenbar in einer Beziehung zueinander. Vergebung ist dort ein Thema wo es um Verwundungen geht. Vielleicht ist Vergebung nötig, damit Verwundungen heilen können. Wenn ich weiß, dass der andere mir vergibt, kann innere Heilung geschehen. Dann kann ich auch Kraft haben, denen zu vergeben, die mich im Leben verwundet haben. Es bleiben zwar Narben zurück, die ich eben nicht vergesse. Aber während ich die Narbe spüre, vergesse ich den Schmerz, den die Verwundung verursacht hat. So können Vergeben und Vergessen zusammen Ausdruck von Heilung sein. Dieser Zusammenklang ist für mich als gläubiger Mensch nur vom Handeln Jesu her zu sehen, glaubend, dass Gott mich immer wieder annimmt und Vergebung und Heilung schenkt. Das erlebe ich immer wieder in Gesprächen mit Menschen, die nicht vergessen können, weil sie so verwundet sind und sich nach Heilung sehnen. ■

Michael Beschorner SJ



© Fotolia / Sergej Khackimullin

Unvergessene und unvergessliche Momente

Woran will ich mich gerne erinnern?

Interview mit Wolfgang Seibel SJ

Pater Seibel, Sie stehen im 85. Lebensjahr, seit 1955 sind Sie Jesuit. Woran erinnern Sie sich im Rückblick besonders gern?

An das Zweite Vatikanische Konzil natürlich. Es war das wichtigste Ereignis der Kirche seit mindestens 400 Jahren. Es war faszinierend, weil das Konzil die Kirche wirklich verändert hat. Und ich hatte das Glück, dabei gewesen zu sein.

In welcher Funktion?

Ich war Berichterstatter für die Nachrichtenagenturen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Bis auf die dritte Konzilssession habe ich alle großen öffentlichen Sitzungen zwischen 1962 und 1965 mitbekommen.

Sie waren 34 Jahre alt, als das Konzil am 11. Oktober 1962 begann.

Ja, und ich hatte vorher lange Jahre eine enge, starre Kirche erlebt, die sich vor allem selber zelebriert und in Szene setzt. Pius XII. wurde ja nicht umsonst „engelgleicher Papst“ genannt. Ich bin als Priester in den Orden eingetreten. Vorher hatte ich aber als Germaniker in Rom studiert. Die damals herrschende Enge habe ich hautnah mitbekommen. Das

Konzil wirkte da auf mich, wie auf viele andere, befreiend.

Worin bestand diese Befreiung? War sie mehr atmosphärisch oder mehr inhaltlich?

Beides. Zum einen war einfach durch Papst Johannes XXIII. eine andere Atmosphäre entstanden, nicht nur optisch – nach dem hageren Pius-Papst ein rundlicher, lächelnder Johannes, den viele unterschätzten. Auf ihn folgte der große Intellektuelle Paul VI., dessen Bild nach dem Konzil durch die Enzyklika „Humanae vitae“ von 1968 leider verdüstert wurde.

Zum ändern aber ging die Kirche inhaltlich in die Breite: Bischöfe aus alten Erdteilen waren da, Weltkirche wurde erlebbar, auch in ihren vielfältigen Zugängen zu einzelnen Themen. Es geschah das Wunder einer intensiven Meinungsbildung. In vielen Fragen ist es den Bischöfen gelungen, gemeinsame Entscheidungen zu treffen.

Was sind die entscheidendsten Änderungen, die das Konzil auf den Weg gebracht hat?

Das Konzil hat die Kirche verändert. Irreversibel, wie wir alle meinten. Und es ging dabei nicht nur um Stilfragen. Ich nenne nur die Stichworte Dialog, Religions- und Gewissensfreiheit, das Bild von Kirche als dem wandernden Volk Gottes. Das gab es vorher so nicht.

Heute wird darum gerungen und gestritten. Ich befürchte, dass es da und dort einen Rückbau geben soll. Konzilstexte werden relativiert, umgebogen, klein geredet. Und tragisch ist, dass einer, der auf dem Konzil als fortschrittlich galt, jetzt in seiner neuen Rolle als Papst extremen Kräften in der Kirche entgegen kommt und ständig Konzessionen macht. Diese Kräfte sind zwar eine kleine Minderheit, aber sie artikulieren sich lautstark. Sie wollen das Konzil im Grund rückgängig machen und frühere Zustände wieder herstellen.



Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils am 11.10.1962 in der Peterskirche, Rom

Sie waren dann auch auf dem deutschen Konzil dabei, auf der Gemeinsamen Synode der Bischöfe der Bundesrepublik Deutschland, die zwischen 1971 und 1975 in Würzburg tagte.

Beides, das Konzil wie die Synode, waren bedeutende Ereignisse, die von den meisten Beteiligten als eine Art Wende oder Anfangspunkt der Entwicklung der Kirche angesehen wurden. Natürlich sind beide Ereignisse von erheblich verschiedener Rangordnung: Beim Konzil ging es um die Gesamtkirche, bei der Synode um die deutschen Diözesen. In beiden Fällen waren fast alle Teilnehmer tief beeindruckt von der Offenheit der Debatten und von der Bereitschaft, Probleme zu erkennen und auch zu Lösungen zu kommen.

Wenn Sie auf beide Ereignisse zurückschauen: Überwiegt Zuversicht, der Stolz, dabei gewesen zu sein, oder blicken Sie eher besorgt zurück?

Ich verspüre keinerlei Nostalgie. Im Rückblick muss ich aber mit Bedauern sehen, dass die Wirkung dieser Ereignisse, oder besser: die Bereitschaft, die Impulse des Konzils und der Synode aufzunehmen, weiterzuentwickeln

und zu vertiefen, immer geringer geworden ist. Pater Karl Rahner hatte schon Recht, als er vor einem Marsch ins Ghetto warnte.

Ein Konzil oder eine Synode sind Knotenpunkte der Kirchengeschichte. Der Alltag schaut oft anders aus.

Der springende Punkt wird immer sein: Beratung oder Entscheidung? Identifikation erfolgt heute mehr denn je durch Mitbeteiligung. Die deutsche Synode war – und blieb bisher einmalig – ein Entscheidungsgremium. Insofern war sie eine Sternstunde. Aber bei allem Positiven, das man von der Wirkung der Synode feststellen kann, gilt doch auch für sie das, was Hansjürgen Verweyen über das Konzil im Anschluss an Mt 26,40 vor einigen Jahren schrieb: eine Sternstunde, „vor deren Ablauf die Jünger Jesu leider wieder einmal eingeschlafen waren“. ■

Das Gespräch führte Andreas R. Batlogg SJ, Chefredakteur der Zeitschrift „Stimmen der Zeit“, deren Geschicke Wolfgang Seibel SJ von 1966 bis 1998 verantwortete.

Einladung zur Vergebung

Wenn etwas geschieht, das einen völlig aus der Bahn wirft, kann man meist nur reflexartig allem entfliehen, sich zurückziehen und versuchen, zur Besinnung zu kommen. So muss es an Ostern auch den Jüngern ergangen sein, von denen es in der Bibel heißt, sie hätten sich hinter verschlossenen Türen versteckt. Erschüttert, verstört, voller Angst saßen sie da wohl beisammen und haben vielleicht noch einmal die drei Jahre ihrer gemeinsamen Zeit mit Jesus Revue passieren lassen. Was hatten sie nicht alles um Jesu willen zurückgelassen – Haus, Hof, Familie, ihr Gewerbe, alte Freunde... Und hatte nicht Jesus eine große Vision wahr zu machen versprochen? „Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe.“ (Lk 4:18-19).

Nicht mit seinen Worten allein, sondern vor allem durch seine Taten hatte Jesus doch gezeigt, dass „Leben in Fülle“ möglich ist. Er lebte vor, dass das Reich Gottes, von dem er so bildhaft in Gleichnissen sprach, nicht als bloße Vertröstung auf die Zukunft gemeint war, sondern ganz konkret im Hier und Jetzt beginnen konnte. Aber nun – waren all ihre Hoffnungen und Träume von einer gerechteren, friedvolleren Gesellschaft schon gescheitert? War alles umsonst gewesen? Sollte ihnen etwa die Zeit mit Jesus fortan nur noch schöne Erinnerung sein, von der sie zehren würden, bis sie zusehends verblasste? Würde gar alles, was sie erlebt

und erträumt hatten, dem Vergessen anheimfallen? – Doch da holt Jesus die Jünger auf dramatische Weise in die Gegenwart zurück. Er kommt selbst durch die verschlossene Tür zu ihnen und spricht sie an: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. [...] Empfangt den Heiligen Geist! Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben; wem ihr die Vergebung verweigert, dem ist sie verweigert.“ (Joh 20,21-23).

Was die Jünger dann an Pfingsten in den vielen Muttersprachen verkündigt haben, beschreibt Lukas in der Apostelgeschichte nicht genau. Da ist nur von „Gottes großen Taten“ die Rede. Und eben davon, dass jeder der Anwesenden das, was sie sagten, in seiner eigenen Sprache vernahm, vielleicht auch als ihm ganz persönlich zugerufene Botschaft verstand. Vielleicht haben die Jünger den Auftrag Jesu beim Wort genommen und über Vergebung gesprochen. Vielleicht war ihnen noch das Gleichnis vom verlorenen Sohn im Sinn. Es erzählt von einem jungen Mann, der so maßlos über die Stränge geschlagen und kaum eine Sünde ausgelassen hat, dann aber die Kraft zur Umkehr fand. Der Vater eilt dem zurückkehrenden Sohn entgegen und schließt ihn in die Arme. Er hält dem Sohn keine Moralpredigt, rechnet ihm nicht vor, was er alles falsch gemacht hat, sondern lässt zu seinen Ehren ein Fest feiern. Vergebung findet ihren Ausdruck in großer Freude, im Feiern in Gemeinschaft. Dass das nicht selbstverständlich ist, ja manchmal sogar sehr schwer fällt, zeigt die Reaktion des älteren Bruders. Vorwurfsvoll wendet er sich an seinen Vater; er fühlt sich ungerecht behandelt, zurückgesetzt. Sein Herz bleibt dem Bruder verschlossen.

Vergebung ist etwas, das tatsächlich unsere Gegenwart verändern kann, indem sie Gewesenes abschließt. Wir können es ja doch nicht

mehr ändern, und selbst Gott macht nichts ungeschehen. Aber er verzeiht, voll und ganz. Die deutsche Mystik hat diese Einsicht so beschrieben: „Wenn Gott den Menschen jetzt bereit findet, so schaut er nicht darauf, was er vorher gewesen ist. Gott ist ein Gott der Gegenwärtigkeit. Wie er dich findet, so nimmt er und empfängt er dich, nicht als den, der du gewesen, sondern als den, der du jetzt bist.“

Uns kann die Einladung zur Vergebung in unserem Alltag begleiten. Vergebung führt mich in die Gegenwart, lässt mich mein Leben neu gestalten. Statt der Vergangenheit nachzuhängen oder in endlose Wiederholungen des Vergangenen verstrickt zu bleiben, kann ich die alte Last abwerfen und mutig weitergehen. ■

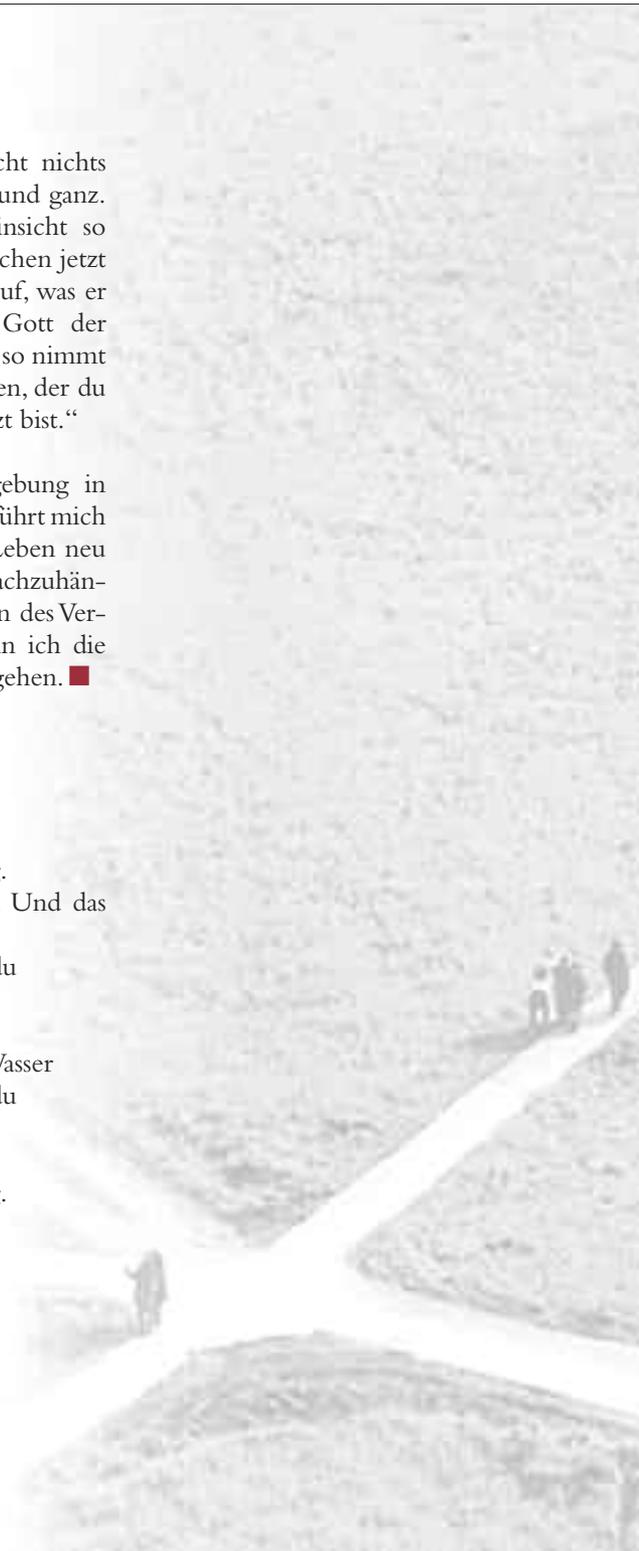
Alles wandelt sich

(von Bertolt Brecht)

Alles wandelt sich. Neu beginnen
Kannst du mit dem letzten Atemzug.
Aber was geschehen, ist geschehen. Und das
Wasser
Das du in den Wein gossest, kannst du
Nicht mehr herausschütten.

Was geschehen, ist geschehen. Das Wasser
Das du in den Wein gossest, kannst du
Nicht mehr herausschütten. Aber
Alles wandelt sich. Neu beginnen
Kannst du mit dem letzten Atemzug.

Christof Wolf SJ



Neues aus dem Jesuitenorden



© Kolleg St. Blasien

Das Sieger-Team aus Claver (Barcelona) im Innenhof

Europameisterschaft der Jesuiten-Schulen am Kolleg St. Blasien

Vom 2. bis 8. Juli fand am Kolleg St. Blasien die internationale Meisterschaft der Jesuiten-Schulen in Europa statt: JeSET 2012 (Jesuit Schools European Sports Tournament). Damit war erstmals die Deutsche Provinz der Jesuiten Gastgeber dieses seit 2006 ausgetragenen Wettbewerbs. Rund 400 sportbegeisterte Jugendliche aus 21 Jesuitenschulen in Ägypten, Belgien, Dänemark, Deutschland, Irland, Italien, Kroatien, Litauen, Spanien und Ungarn nahmen eine volle Woche an dieser europäischen Meisterschaft in St. Blasien teil. Die spannenden Sportwettkämpfe fanden nach einer gelungenen Eröffnungsfeier in sechs Disziplinen auf den neuen Sportanlagen statt: Basketball, Cross Country

(Geländelauf), Fußball, Leichtathletik (Weitsprung und 100-Meter-Lauf), Schwimmen und Volleyball. In allen drei Kategorien (Mädchen, Jungen, Schulen) hat nach vier Wettkampftagen die spanische Jesuiten-Schule Claver aus Raimat-Lleida gewonnen. Das Team Kolleg St. Blasien belegte bei den Jungen und bei der Schulwertung jeweils den zweiten Platz sowie in der Mädchenwertung den dritten Platz.

Pater Klaus Mertes SJ, Direktor des Kollegs St. Blasien: „Ziel dieses Sportfestes JeSET 2012 ist es, dass Schülerinnen und Schüler die Gelegenheit bekommen, einander kennen zu lernen und zu erfahren, wie ähnlich und doch verschieden sie unter dem gemeinsamen Dach jesuitischer Pädagogik sind. Sie können in diesen Tagen etwas spüren von der Ignatianischen Spiritualität, die sie verbindet. Und sie sollen sich der sportlichen Herausforderung stellen im Geist des Fairplay und als Team. Nicht zuletzt haben unsere Gäste Gelegenheit, die wunderbare Region Schwarzwald kennen zu lernen.“ Neben dem sportlichen Rahmen bot diese außergewöhnliche Großveranstaltung auch ein vielseitiges Programm und die Gelegenheit für interkulturelle Begegnung. Der Höhepunkt war neben den Sportwettbewerben und der Siegerehrung mit Festgottesdienst im Dom der große Schwarzwald-Tag mit attraktiven Exkursionen in die Region.

Alle Informationen rund um JeSET 2012 gibt es im Internet unter www.jeset2012.de

Gedenken an Pater August Benninghaus SJ

Am 20. Juli 1942 starb Pater August Benninghaus SJ im KZ Dachau. Zu seinem 70. Todestag erfuhr er zahlreiche Zeichen der Wertschätzung und Erinnerung seiner Heimat im Osnabrücker Nordland. So wurde die Oberschule Anikum am 19. Juli in August-Benninghaus-Schule umbenannt. Am Sonntag, 22. Juli, fand im Rahmen einer Messe in der St.-Nikolaus-Kirche – der damaligen Pfarrkirche von Benninghaus – die Segnung einer Gedenktafel unter der Kanzel statt.

August Benninghaus wurde am 7. November 1880 in Druchhorn bei Anikum geboren. Im Alter von 20 Jahren trat er als Novize in den Jesuitenorden ein. Als Missionar war er vier Jahre in Bombay in Indien tätig, 1913 weihte ihn der Kölner Kardinal von Hartmann zum Priester. Bereits 1934 kam er in Konflikt mit der NSDAP. Seitdem galt er als überzeugender Prediger gegen den Nationalsozialismus. Am 27. Juni 1941 nahm ihn die Gestapo fest. Ohne Verhandlung und Gerichtsbeschluss wurde er

in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht. Körperliche Misshandlungen führten zu schweren Verletzungen, von denen er sich nicht mehr erholen sollte. Nach der Verlegung im März 1942 in das Konzentrationslager Dachau starb August Benninghaus am 20. Juli im Alter von 61 Jahren an den Folgen von Hunger und Misshandlungen.

Mit dem Gedenken an Pater Benninghaus verbindet die Deutsche Provinz der Jesuiten auch die Erinnerung an zwei weitere Patres aus der damaligen Norddeutschen Provinz, die als Glaubenszeugen zu Opfern des Nationalsozialismus im Konzentrationslager Dachau wurden: Der gebürtige Elsässer Werner Barkholt starb nur wenige Tage vor Pater Benninghaus am 18. Juli 1942 an den Folgen von Hunger und Krankheit. Der 1883 in Koblenz geborene Albert Maring starb ein Jahr später am 8. April 1943 an den Folgen einer schweren Erkrankung im KZ Dachau. Barkholt wie auch Maring waren bereits 1940 und 1941 wegen „staatsfeindlicher Gesinnung“ mehrfach verhaftet und interniert worden.



August Benninghaus SJ



Werner Barkholt SJ



Albert Maring SJ

© SJ Archiv



Martin Stark SJ und Frido Pflüger SJ

Wechsel im JRS

Zum 1. September bekommt der Jesuiten-Flüchtlingsdienst (JRS) in Berlin einen neuen Direktor. Frido Pflüger SJ übernimmt das Amt von Martin Stark SJ, der dem JRS seit 2006 geleitet hat und nun ins Tertiär, den letzten Ausbildungsabschnitt des Ordens, in die Philippinen wechselt.

Kunst-Station Sankt Peter feiert 25-Jahr-Jubiläum

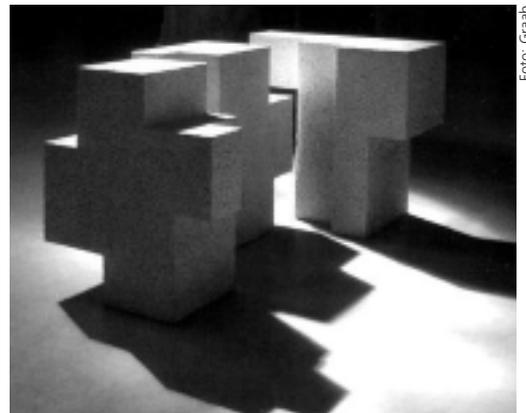
Die Kunst-Station an der Kölner Kirche Sankt Peter feiert ihr 25-jähriges Bestehen: Den Gottesdienst zum Jubiläumsfest am 29. Juni zelebrierte der Kölner Kardinal Joachim Meisner in Sankt Peter. Beim Festakt am 1. Juli hielt die Schriftstellerin und Literaturkritikerin Elke Heidenreich eine Rede.

Das bundesweit einzigartige Projekt wurde 1987 von Friedhelm Mennekes SJ in dem spätgotischen Gotteshaus ins Leben gerufen. Ziel ist es bis heute, Kirche und Gegenwartskünstler in einen Dialog zu bringen. Das Programm

in dem leeren Kirchenraum umfasst neben Ausstellungen auch Darbietungen zeitgenössischer Musik mit einer eigens dafür gebauten Orgel und Lesungen.

In den vergangenen 25 Jahren kommt die Kunst-Station auf rund 160 Ausstellungen. Unter den Künstlern finden sich Namen wie Markus Lüpertz, Joseph Beuys, Käthe Kollwitz, Francis Bacon, Günter Uecker und Eduardo Chillida, der für die Kirche einen dreiteiligen Kreuzaltar "Gurutz Aldare" geschaffen hat. Weil der Vatikan auf einen Altar aus einem Block als Symbol für den einen Erlöser Christus besteht, befindet sich Chillidas Werk in einem Seitenschiff.

Das Verhältnis zwischen freiem Kunstgeist und Kirche ist in Sankt Peter nicht ohne Spannung. Zu einem Eklat kam es 1994, als Alfred Hrdlickas Skulptur "Gekreuzigter" gezeigt wurde. Mennekes sah in dem Torso mit abgeschlagenen Armen und Beinen den geschundenen Menschen und damit den hingerichteten Christus. Andere empörten sich über das markante Geschlechtsteil. Erst vor kurzem sagte das nach dem Ausscheiden von Mennekes verantwortliche Kuratorenteam um Gemeindepfarrer Pater Werner Holter SJ und den Theologen Guido Schlimbach eine geplante Präsentation



Chillida-Altar in St. Peter in Köln



© Prokuratorenkongregation SJ

Pater General Adolfo Nicolás SJ beim Abschlussgottesdienst der Prokuratorenkongregation in Nairobi

des Österreicherers Siegfried Anzinger ab. Dieser wollte ein gekreuzigtes Schwein und damit ein Bild über die bedrohte Schöpfung zeigen. Die Kuratoren befürchteten einen Aufschrei wegen verletzter religiöser Gefühle.

Prokuratorenkongregation in Nairobi

„Non cogenda“ lautete das Abstimmungsergebnis, mit dem die 70. Prokuratorenkongregation der Gesellschaft Jesu zum Abschluss kam. Damit hatten die gewählten 84 Prokuratoren aus allen Provinzen des Ordens ihr Votum zum Ausdruck gebracht, dass derzeit keine General-

kongregation einberufen („cogenda“) werden müsse. Darüber zu entscheiden ist die Aufgabe dieses Gremiums. Grundlage der Abstimmung waren die Berichte und Empfehlungen aus allen Provinzen des Ordens – für die Deutsche Provinz vorgelegt von ihrem Delegierten Johannes Siebner SJ – sowie der „Status“, eine umfassende Bestandsaufnahme aus der Sicht des Generaloberen Adolfo Nicolás SJ, die von den Prokuratoren intensiv diskutiert wurde.

Gastgeber für die Kongregation, die vom 9. bis 15. Juli tagte, war mit Nairobi erstmals ein Ort in Afrika, womit zugleich die Bedeutung dieses Kontinents für das weltweite apostolische Engagement des Ordens unterstrichen wurde.

Personalnachrichten

- *P. Matthias Huber* ist seit Anfang Juni Seelsorger bei den Schwestern der Congregatio Jesu (CJ) in München-Nymphenburg.
- *P. Heinz-Walter Hammes* übernimmt zum 1. September die Krankenhauseelsorge im Katharinenhospital Frechen und wohnt im Canisushaus Köln.
- *P. Hans-Otto Husmann* wird, nachdem zum 31. Juli die Pfarrei St. Kunigund in Nürnberg an das Bistum übergeben wurde, im Oktober Minister und Ökonom in Berlin Kladow.
- *P. Klaus Jochum* übernimmt Ende September die Krankenhauseelsorge im St. Marienkrankenhaus in Frankfurt und wohnt in der Elsheimer Straße.
- [REDACTED] wird ab Herbst im Kolleg Sankt Blasien im Internat und in der Projektarbeit mitarbeiten
- *P. Götz Werner* wird im September das Amt des Spirituals in Lantershofen aufgeben und vom Canisushaus Köln aus verschiedene seelsorgerliche Aufgaben übernehmen.
- Nach dem Abschied aus Essen haben die drei polnischen Mitbrüder Deutschland verlassen: *P. Christian Berndt* wird in Krakau Rektor der Jesuitenkirche. *P. Wiesław Grabski* wird in Beuthen in der Krankenhaus- und Pfarrseelsorge mitarbeiten. *P. Krystian Jung* geht nach Athen und wird dort in der Seelsorge der polnischen Gläubigen mitarbeiten.

Zusammengestellt von Thomas Busch

Jubilare

- 06.10.
Br. Bernward Beelte
60. Ordensjubiläum
P. Johann B. Rotter
80. Geburtstag
- 18.10.
P. Leonhard Dillitz
85. Geburtstag
- 24.10.
P. Hans Abart
75. Geburtstag
- 26.10.
P. Günther Kerkmann (JPN)
70. Geburtstag
- 03.11.
P. Franz Schilling
75. Ordensjubiläum
- 06.11.
P. Alois Stenzel
65. Priesterjubiläum
- 08.11.
P. Johann B. Sommer
75. Ordensjubiläum
- 09.11.
P. Medard Kehl
70. Geburtstag
- 16.11.
P. Franz Jalics
85. Geburtstag

Verstorbene

- P. Friedrich Kretz**
* 19.06.1927
+ 22.05.2012
Seelsorger in Berlin
 - P. Johannes Bezikofer**
* 22.10.1919
+ 21.06.2012
Missionar, Seelsorger und Lehrer in Japan
 - P. Lars Rooth**
* 09.09.1921
+ 21.07.2012
Seelsorger in Schweden
 - P. Wolfgang Hundeck**
* 23.10.1927
+ 28.07.2012
Seelsorger in Gießen, Hannover und Trier
- Wir gedenken im Gebet auch der Verstorbenen aus dem Kreis unserer Leserinnen und Leser. R.I.P.

Helmut James und Freya von Moltke: Abschiedsbriefe

Ich halte dieses Buch, um es kurz zu sagen, für eines der ganz großen Zeugnisse christlichen Glaubens aus dem letzten Jahrhundert. Und warum muss es ausgerechnet in der Zeitschrift JESUITEN hervorgehoben werden? Weil Helmut James von Moltke der Auffassung war, dass seine Geschichte von den Jesuiten erzählt werden soll. „Da wir vor allem für den heiligen Ignatius sterben, sollen seine Jünger sich darum kümmern.“ (S. 474)

Helmut J. von Moltke, der Gründer des Kreisauer Kreises, stand u.a. zusammen mit Alfred Delp am 10.1.1945 vor dem Volksgerichtshof. Ein Zusammenhang mit dem Attentat vom 20. Juli konnte ihm nicht nachgewiesen werden, deswegen brauchte man einen anderen Grund, um ihn zum Tode zu verurteilen. Und man fand ihn: Kontakt mit Jesuiten und katholischen Bischöfen. Moltkes ebenso lapidarer wie tief sinniger Kommentar in seinem Brief an Freya vom selben Tag, nach der Verhandlung: „Dass ich als Märtyrer für den heiligen Ignatius von Loyola sterbe ... ist wahrlich ein Witz, und ich zittere schon vor dem väterlichen Zorn von Papi, der doch so antikatholisch war. Das andere wird er billigen, aber das? Auch Mami wird damit wohl nicht ganz einverstanden sein.“ Und ein paar Zeilen vorher: „Das hat den ungeheuren Vorteil, als wir nun für etwas umgebracht werden, was wir a. wirklich getan haben und was b. sich lohnt.“ (473) Das „wir“ in diesem Satz ist wichtig, denn auch Delp und die anderen Widerständler des Kreisauer Kreises hatten in



Helmut James und Freya von Moltke, Abschiedsbriefe Gefängnis Tegel, September 1944–Januar 1945, München 2011, Beck Verlag, 608 S.

ihren Treffen quasi als Nebenprodukt die Einheit der Christen entdeckt, die, um es mit einem Ausdruck aus der Enzyklika „ut unum sint“ von Johannes Paul II zu sagen, „Ökumene der Märtyrer“. Moltke selbst sah in dieser Entwicklung der Ereignisse bis hin zu seiner Verurteilung ausgerechnet aus diesem Grunde ein Zeichen des Himmels, ein Zeichen der Zeit: Im Land der Reformation hat Gott selbst eine neue Einheit der Christen hergestellt. Freya von Moltke verfügte, dass diese letzten Briefe – Zeugnisse einer großen Liebe, eines tiefen Ringens um Loslassen, Vertrauen und Hoffnung über drei quälende, aber auch befreiende Monate hinweg – erst nach ihrem Tode veröffentlicht werden. Für das Jesuiteninteressierte Leserauge ergeben sich quasi nebenbei Einblicke in das geistliche Gespräch zwischen den drei Häftlingsgefährten Moltke, Delp und Gerstenmaier: Exerzitien im Gefängnis. ■

Klaus Mertes SJ

Jesuit Volunteers

Der neue gemeinsame Freiwilligendienst für Weltbegeisterte von 18 bis 88

Eine Pfarrei hatte uns eingeladen, um am Beispiel Simbabwe die Arbeit der Jesuitenmission vorzustellen. Beim gemütlichen Ausklang im Gemeindegarten erzählt uns eine der Organisatorinnen des Abends: „Meine Tochter hatte sich ja letztes Jahr bei Ihnen als Freiwillige für Mexiko beworben. Sie ist aber nicht genommen worden.“ Eine leiser Vorwurf schwingt in ihrer Stimme mit und unsere Erklärung leuchtet ihr nicht so recht ein: „Die Jesuitenmission hat gar keine Einsatzstellen in Mexiko. Ihre Tochter hat sich sicher bei JEV beworben, also bei den „Jesuit European Volunteers“. Die haben immer mehr Bewerbungen als Plätze in Mexiko. Unser Programm heißt „Jesuit Mission Volunteers“.“

Solche Situationen gab es in den vergangenen Jahren immer wieder. Zwei jesuitische Freiwilligendienste mit ähnlichem Namen und identischer Adresse in Nürnberg – für Außenstehende waren die Unterschiede in Ausrichtung und Konzept nicht auf Anhieb einsichtig. Seit Anfang 2012 hat sich dieses Kommunikationsproblem nun gelöst: Die Programme „Jesuit European Volunteers“ und „Jesuit Mission Volunteers“ wurden zum gemeinsamem Freiwilligenprogramm „Jesuit Volunteers“ zusammengelegt. Eine Fusion kann aber auch Ängste auslösen: Was ändert sich? Was muss aufgegeben werden? Was bleibt bestehen?

Das ältere und traditionsreichere Programm sind die „Jesuit European Volunteers“ (JEV). Es wurde 1986 von Pater Horst Knott SJ gestartet und auch einige der heutigen Jesuiten sowie eine beachtliche Zahl kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben nach dem Abitur für ein bis zwei Jahre als JEVler in Deutschland, Österreich, Osteuropa, Kolumbien oder Mexiko in selbst organisierten Wohngemeinschaften, den JEV-Kommunitäten gelebt, in Suppenküchen oder anderen Sozialeinrichtungen gearbeitet und miteinander ihren Glauben im Alltag geteilt. Das Netz der Ex-JEVler ist bis heute lebendig, aus dem gemeinsamen Jahr sind Freundschaften, Ehen und Familien gewachsen.

Einzelne Missionshelfer und Freiwillige hat die Jesuitenmission schon immer vermittelt. Als Pater Peter Balleis SJ im Jahr 2000 die Leitung der Jesuitenmission übernahm, wollte er mit dem ihm eigenen Charisma frischen Wind und junge Leute ins Haus bringen. Er rief die „Jesuit Mission Volunteers“ (JMV) ins Leben und schickte Freiwillige in ausgewählte Partnerprojekte. Zu Beginn gab es eher intuitive Auswahlgespräche bei einem Glas Rotwein in der Hängematte, später wurde dann eine verbindliche Vorbereitungsphase eingeführt.

Am 15. Juli 2012 ist nun der erste gemeinsame Jahrgang des neuen Freiwilligenprogramms „Jesuit Volunteers“ mit einem Aussendungsgottesdienst feierlich in die verschiedenen Einsätze verabschiedet worden. 29 Frauen und Männer im Alter von 18 bis 64 Jahren werden für jeweils rund ein Jahr in Sozialprojekten in Osteuropa (Polen, Bulgarien, Rumänien, Bosnien), Indien, Afrika (Simbabwe, Kenia), Latein- und Mittelamerika (Argentinien, Peru, Ecuador, Haiti, Mexiko) sowie in Israel mitarbeiten und



Foto: Lauer/Jesuitenmission

Schulbank statt Zeitung: Die Redakteurin Isabel Lauer war für ein Jahr als Freiwillige der Jesuitenmission in Makumbi/Simbabwe.

mitleben. Die drei JEV-Kommunitäten in Berlin, Leipzig und Wien mussten aufgelöst werden, da seit Jahren das Interesse an einem Freiwilligeneinsatz im deutschsprachigen Raum sinkt. Durch die Fusion beider Programme sollen zudem Ressourcen gebündelt und Kosten eingespart werden. Ein hoher Kostenfaktor im JEV-Programm waren Anmietung und Unterhalt der Freiwilligen-Wohnungen.

Das inhaltliche und pädagogische Konzept der „Jesuit Volunteers“ (JV) wurde im vergangenen Jahr vom neuen JV-Team erarbeitet, in das durch die personelle Zusammensetzung die Erfahrungen beider Programme einfließen. Leitung und Trägerschaft der „Jesuit Volunteers“ hat die Jesuitenmission in Nürnberg übernommen. Zeitgleich mit der Fusion haben die Jesuitenmissionen Deutschland, Österreich und Schweiz beschlossen, in enger Zusammenarbeit das neue Freiwilligenprogramm gemeinsam zu etablieren.

Die Freiwilligen arbeiten mit Menschen, die am Rande der Gesellschaft leben und deren Alltag von materieller oder psychischer Not geprägt ist. Während dieser Zeit machen sie intensive Erfahrungen in gesellschaftlichen Bereichen, die normalerweise dem Blick der Öffentlichkeit verborgen sind. Diese Begegnungen schärfen die Sensibilität für Mangel, Desintegration, Not und gesellschaftliche Missstände.

„Die Suppenküche des Salvatorianerklosters ist nicht unbedingt ein gemütlicher Ort. Die Feuchtigkeit lässt den Putz von den Wänden blättern und irgendwie hat die Hoffnungslosigkeit, die die Obdachlosen und Armen jeden Tag mitbringen, Einzug gehalten in die Kellerräumlichkeiten. Und trotzdem habe ich jedes Mal, wenn ich hinter dem Brotsack stand oder geschätzte hundertmal die Suppenkelle eintauchte und ausleerte, Herzlichkeit, Freude und aufrichtige Dankbarkeit erlebt.“
(Theresa, 19 Jahre, Rumänien)

Die Einsatzstellen der „JesuitVolunteers“ verteilen sich weltweit. Einer unserer Schwerpunkte ist Osteuropa, hinzu kommen ausgewählte Stellen in Lateinamerika, Afrika und Indien.

„Mein Indien – das sind die Studenten, die jeden Morgen zum College kommen, mich manchmal zur Weißglut getrieben, öfters aber mit unglaublichem Stolz und Zuneigung erfüllt haben. Das sind die Dorfkinder und ihre Familien. Das sind meine Fathers und all die anderen Leute hier am College, die mich so herzlich aufgenommen haben.“

(Katharina, 26 Jahre, Indien)

Die Freiwilligen lassen sich bewusst auf einen einfachen Lebensstil in einem christlich geprägten Umfeld ein. Sie wohnen in kleinen Gemeinschaften von zwei bis vier Personen, um ihre Erfahrungen und ihren Alltag miteinander zu teilen. Der Freiwilligendienst ist kein Missionseinsatz – vielmehr geht es uns darum, den Volunteers das Angebot zu machen, eine spiritueller-religiöser Komponente in das Jahr einzubinden und Weltkirche zu erleben.

„Ich habe auch eine andere Art von Kirche erleben können, die zwar auch katholisch ist, aber doch ganz anders als in Deutschland. Das Bewusstsein, selbst ein Teil der Kirche zu sein und die daraus erwachsende Verantwortung zur Mitgestaltung und Mitarbeit z. B. ist bei den Christen viel stärker als in der deutschen „Dienstleistungskirche“. Aber auch ganz allgemein wird der Glaube offener und selbstverständlicher gelebt.“

(Peter, 22 Jahre, Argentinien)

Unser Freiwilligendienst richtet sich nicht nur an junge Schulabgänger oder Studierende. Wir haben keine Altersbeschränkung nach oben festgelegt. Es gibt immer wieder Freiwillige, die ein Jahr Auszeit von ihrem Beruf nehmen



© Ermit/Jesuitenmission

Volunteers in Indien: Turgay Erinc hat gemeinsam mit seiner Frau Mary in Ausbildungsprojekten der „Loyola Industrial School“ in Ranipet gearbeitet.

oder sich nach der aktiven Berufsphase den Traum eines Freiwilligenjahres erfüllen. Die Mischung aus jüngeren und älteren Volunteers empfinden wir als sehr bereichernd.

Pro Jahr haben wir Plätze für etwa 30 Freiwillige. Die Einsatzfelder sind vielfältig: Die Freiwilligen arbeiten mit Kindern und Jugendlichen, Menschen mit Behinderungen, alten und kranken Menschen, Obdachlosen oder Flüchtlingen – aber auch für Ingenieure oder im IT-Bereich gibt es Einsatzmöglichkeiten. Ein Teil unserer Stellen ist im Rahmen der Bundesprogramme „weltwärts“ oder „IJFD“ (Internationaler Jugendfreiwilligendienst) anerkannt. Den Einsatzort wählen wir in der Vorbereitungsphase gemeinsam mit den zukünftigen Freiwilligen und unseren Projektpartnern aus. Für das Einsatzjahr 2013/2014 können Sie sich bis zum 31. Oktober 2012 bewerben. Unter www.jesuitenmission.de finden Sie mehr Informationen und Bewerbungsunterlagen. ■

**Carolin Auner
Judith Behnen**

Autoren dieser Ausgabe



Dirk Ansgore
Frankfurt. Prof. für Dogmatik
an der Phil.-Theol. Hochschule
Sankt Georgen



Carolin Auner
Nürnberg. Leiterin
der Jesuit
Volunteers (JV)



Andreas R. Batlogg SJ
München. Chefredakteur
„Stimmen der Zeit“



Judith Behnen
Nürnberg. Öffentlich-
keitsreferentin der
Jesuitenmission



**Michael
Beschoner SJ**
Dresden.
Studentenseelsorger
an der KHG



Thomas Busch
München. Öffentlich-
keitsreferent im
Provinzialat der
Jesuiten



Stefan Dartmann SJ
Freising. Hauptgeschäfts-
führer von Renovabis



Marc-Stephan Giese SJ
Bad Godesberg. Religions-
lehrer am Aloisiuskolleg



Christopher Haep
Bad Godesberg. Internats-
leiter am Aloisiuskolleg



Bernhard Knorn SJ
Frankfurt. Subregens am
Priesterseminar Sankt
Georgen



Markus Laier SJ
Unterhaching. Superior in
der Seniorenkommunität
Pedro Arrupe



Klaus Mertes SJ
St. Blasien. Kollegsdirektor
und Chefredakteur
JESUITEN



Richard Müller SJ
München.
Bildredaktion
JESUITEN



Wolfgang Seibel SJ
München. Redaktion
„Stimmen der Zeit“



Johann Sperrmann SJ
Ludwigshafen. Direktor des
Heinrich-Pesch-Hauses



Klaus Vechtel SJ
Frankfurt. Dozent für
Dogmatik an der Phil.-Theol.
Hochschule Sankt Georgen



Christof Wolf SJ
München. CEO Loyola
Productions Munich

Paten fürs Altenheim



© SJ-Bild

Immer wieder besuche ich in München Senioren, die mit uns Jesuiten seit Jahren in gutem Kontakt stehen. Dabei merke ich, wie wichtig ihnen diese Verbindung zum Orden ist. Vor allem, wenn sie einsam sind, helfen ihnen ihr Glaube und das Wissen, dass wir Jesuiten mit ihnen im Gebet verbunden sind.

Könnten Sie sich auf diesem Hintergrund vorstellen, die geistliche Patenschaft für Menschen in einem Seniorenheim, in einem Krankenhaus, in einem Pflegeheim zu übernehmen? Sie tragen dadurch bei, dass die Senioren, die dort wohnen, mit dem Jesuitenorden und auch mit dem Leben der Kirche in Kontakt bleiben. Mit einer Patenschaft für die Publikation „Jesuiten“ helfen Sie, dass solche Pensionäre und Pflegebedürftige sich nicht abgeschrieben fühlen.

Machen Sie mit, dass wir Häuser für ältere Menschen mit der Publikation „Jesuiten“ versorgen! Mit einem Beitrag von 120.- Euro ermöglichen Sie zum Beispiel, dass wir drei Jahre lang jeweils zehn Exemplare „Jesuiten“ an ein Seniorenheim schicken.

Menschen in Seniorenheimen danken Ihnen, dass sie nicht vergessen sind.

Aus München grüßt ganz herzlich



Eberhard von Gemmingen SJ

*Freunde der Gesellschaft Jesu e. V.
Ligabank BLZ 750 903 00
Konto 2 121 441
IBAN: DE31 7509 0300 0002 1214 41
BIC: GENODEF 1M05
<freundeskreis@jesuiten.org>
Tel. 089/38185213 Fax 089/38185252*

Für Spenden ab 10 Euro erhalten Sie auf Wunsch eine steuerwirksame Zuwendungsbestätigung.

Bitte an der Perforation abtrennen

Überweisungsauftrag/Zahlschein

(Name und Sitz des beauftragten Kreditinstituts)

Empfänger (max. 27 Stellen)

FREUNDE GESELLSCHAFT JESU E. V.

Konto-Nr. des Empfängers

2121441

Bankleitzahl

75090300

LIGA Bank eG

Spende

für den Jesuitenorden

Name des Spenders: (max. 27 Stellen)

EUR

Betrag

ggf. Verwendungszweck

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Kontoinhaber/Spender: Name, Ort (max. 27 Stellen)

Konto-Nr. des Kontoinhabers

19

Bitte geben Sie auf dieser Zuwendungsbestätigung Ihren Namen mit Anschrift an.

Beleg für Kontoinhaber/Spender

Konto-Nr. des Auftraggebers

Empfänger

Freunde der Gesellschaft Jesu e.V.

Konto Nr. bei

2 121 441 LIGA Bank eG

Verwendungszweck

EUR

Kontoinhaber/Spender

Datum

Der Beleg gilt als Spendenbescheinigung für Zuwendungen bis zu EUR 200,00 nur in Verbindung mit Ihrem Kontoauszug oder dem Kassenstempel des Geldinstituts.

(Quittung des Kreditinstituts bei Bareinzahlung)

Benutzen Sie bitte diesen Vordruck für die Überweisung des Betrages von Ihrem Konto oder zur Bareinzahlung. Den Vordruck bitte nicht beschädigen, knicken oder bestempeln.

(Bankleitzahl)

SPENDE

Bitte geben Sie für die Spendenbestätigung Ihren Namen und Ihre Anschrift an.

Datum

Unterschrift

Bestätigung

Der Verein „Freunde der Gesellschaft Jesu“ ist durch Bescheinigung des Finanzamtes München vom 23.07.2009 (St.Nr. 143/240/20676) als ausschließlich und unmittelbar religiösen Zwecken dienend anerkannt.

Wir bestätigen, dass wir den uns zugewendeten Betrag ausschließlich zur Förderung der Deutschen Provinz der Jesuiten und ihrer Projekte verwenden.

Bei Spenden ab EUR 10,00 erhalten Sie von uns unaufgefordert eine Spendenbescheinigung.

Freunde der Gesellschaft Jesu e.V.
Seestraße 14
80802 München

Jesuiten

Standorte der Jesuiten in Deutschland



Jesuiten in Skandinavien

- Århus
- Kopenhagen
- Stockholm
- Uppsala

Impressum

JESUITEN

Informationen
der Deutschen Provinz
der Jesuiten
an unsere Freunde
und Förderer

63. Jahrgang 2012/3
ISSN 1613-3889

Herausgeber

und Copyright:
© Deutsche Provinz
der Jesuiten K.d.ö.R.

Redaktionsleitung:

Klaus Mertes SJ

Redaktion:

Dr. Thomas Busch
(Chef vom Dienst)
Holger Adler SJ
Marc-Stephan Giese SJ
Bernd Hagenkord SJ
Bernhard Knorn SJ
Simon Lochbrunner SJ
Richard Müller SJ
(Bildredaktion)
Tobias Specker SJ
Martin Stark SJ
Johann Spemann SJ
Tobias Zimmermann SJ
Patrick Zoll SJ

Anschrift:

Redaktion JESUITEN
Seestraße 14
80802 München
Tel 089 38185-213
Fax 089 38185-252
redaktion@jesuiten.org
www.jesuiten.org

Layout:

Margot Krottenthaler
Leporello Company,
Dachau

Satz und Reproduktionen:

Martina Weiningger, München

Druck:

Gebrüder Geiselberger
GmbH, Altötting
Printed in Germany

Erscheinungsweise:

Viermal im Jahr
Abonnement kostenlos

Nachdruck nach Rück-
sprache mit der Redaktion

